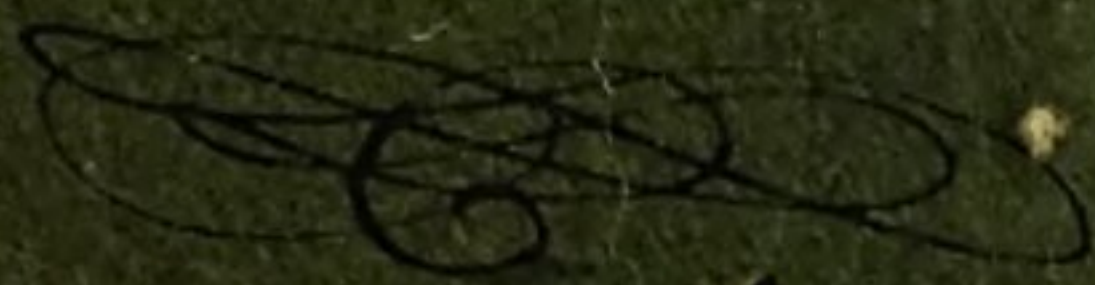


Perfius
Flaccus.

übersetzt.

v.
Schindler.



M. XXXII. 42

Constat 20 vi.

Periglen.

1881

Die
S a t y r e n
des
Aulus Persius Flaccus,
in einer
metrischen Übersetzung

und
mit erläuternden Anmerkungen

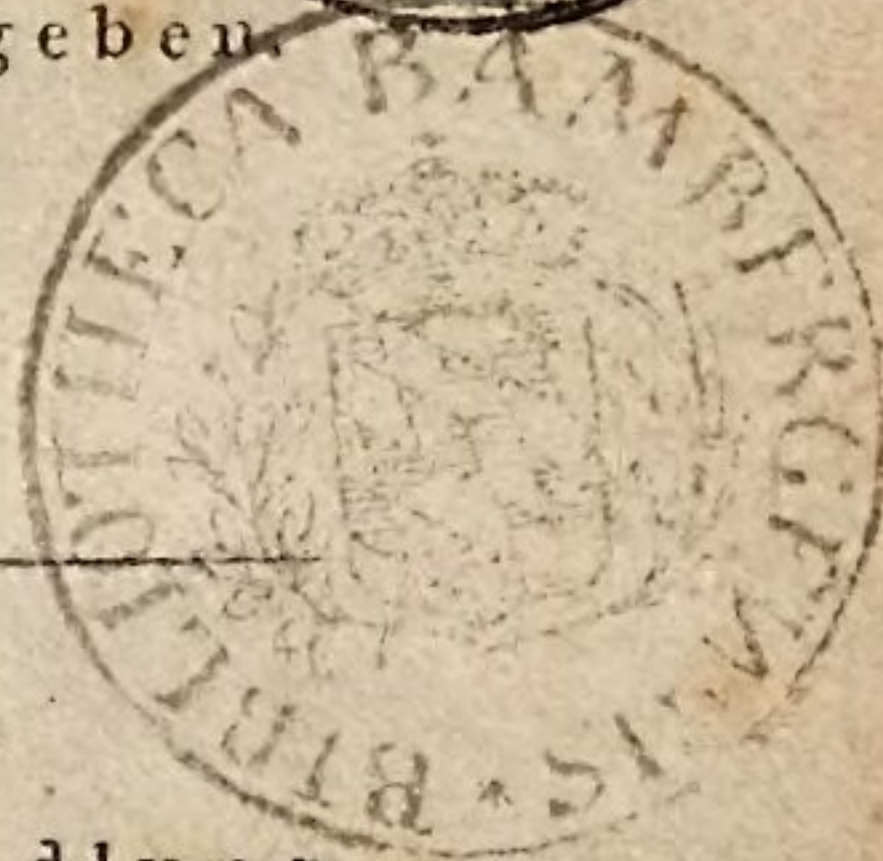
von
Philipp Wilhelm Schindler.

Nach dessen Tode herausgegeben.

Leipzig,
in der Sommerschen Buchhandlung.

1803.

L.v.o. 473.



Seiner Hochwürden

H e r r n

Friedrich Leberecht Koch,

Doctorn der Theologie und Philosophie und
Superintendenten zu Torgau.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as a faint, mirrored reflection.

Handwritten text, possibly a date or a small section header, appearing as a faint, mirrored reflection.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as a faint, mirrored reflection.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as a faint, mirrored reflection.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as a faint, mirrored reflection.

Aus Ihren Händen, mein verehrter Oheim! erhielt ich dieses nachgelassene Werk unsres verewigten Schindlers, um es zum Druck zu befördern, und Ihnen gebe ich es hiermit öffentlich zurück, nicht sowohl für mich allein, (denn ich habe zu wenigen Antheil daran, als dafs ich diefs wagen könnte,) als vielmehr im Nah-

men meines verblichenen Freundes.
Ich war zu vertraut mit seinem
Herzen, um nur einen Augenblick
zweifeln zu können, ob es in sei-
nem Geiste gehandelt sey, wenn
ich dieses, leider! letzte Werk
seines Fleißes, als ein Denkmal
inniger Dankbarkeit Ihnen widme,
Ihnen, der Sie seinen Geist so
sorgsam und so trefflich bildeten,

und ihn mit warmer Liebe und
Freundschaft den bedeutendern
Theil seines Lebens hindurch, bis
an sein frühes Grab geleiteten!
Aber mir wird der verklarte Schat-
ten auch nicht zürnen, wenn ich
mich an ihn, mit dem mich die
engsten Bande der Freundschaft
vereinten, anschliese, und Sie
ersuche, diese Blätter auch von

meiner Seite, als ein Zeichen der
Verehrung und Dankbarkeit gegen
Sie, den Freund und Lehrer mei-
ner Jugend aufzunehmen.

Leipzig, am 16. Octob. 1802.

Dr. K. F. Burdach.

Vorbericht des Herausgebers.

Philipp Wilhelm Schindler, der Sohn des Kaufmannes, Herrn Karl Philipp Schindlers, Eigenthümers der Gold - und Silberfabrik in Zerbst, war im Jahre 1775 daselbst gebohren. Seine erste Bekanntschaft mit den Wissenschaften, welche er dem Herrn Conrector Stölzel verdankte, erfüllte ihn mit solcher Liebe für dieselben, daß er, zumal als er im Jahre 1784 das Zerbster Gymnasium besuchte, mit einer die Kräfte seines Alters weit übersteigenden Anstrengung sich den Studien überließ. Diese literarische Unmäßigkeit, welche bey ausgezeichneten Köpfen in der Ju-

gend so leicht Statt findet, zog bald einige Abnahme seiner Gesundheit nach sich; und mit bleichen Wangen eilte der nach Wissenschaft, so wie nach Ruhm dürstende Knabe aus dem Haufen derer, welche ein gleiches Alter zu seinen Gespielen bestimmt hatte, und ergötzte sich nur an der Beschäftigung mit den Weisen der Vorwelt. Diesem widernatürlichen Zustande wurde zu unseres Schindlers Glücke ein Ende gemacht, als er im Jahre 1785 der Leitung des Herrn Dr. Koch, gegenwärtig Superintendenten zu Torgau, übergeben wurde. Denn dieser ergriff den Eilenden mit Freundes Hand, und führte ihn mit weiser Vorsicht in das Knabenalter zurück, um durch nur allmählig fortschreitende Vervollkommnung eine desto höhere und sichrere Ausbildung seiner ganzen Natur zu bewürken. Und hierzu konn-

ten kaum glücklichere Umstände zusammen treffen, als es wirklich der Fall war. Von ihren Mitbürgern allgemein geschätzte Eltern, welche Alles, was zur Bildung ihres Sohnes erfordert wird, anwenden können, und Alles anzuwenden sich bestreben; überhaupt eine Familie, welche durch die engsten Bande gegenseitiger Achtung und Liebe verschlungen ist; ein Lehrer, welcher, der wärmste Freund seines Zöglings, dessen Geist, Herz und körperliche Anlagen zu einem harmonischen Ganzen auszubilden versteht, und seine jugendliche Seele mit Enthusiasmus für das Wahre, das Schöne und das Gute erfüllt: was kann vortheilhafter seyn, einen Jüngling, welcher von der Natur so ausgezeichnete Anlagen erhalten hat, als unser Schindler, auf eine namhafte Stufe menschlicher Bildung zu heben?

Sein Herz wurde an den Wahrheiten der Moral und Religion erwärmt; er lernte nach und nach alle Fächer des menschlichen Wissens, je nachdem sie sich auf allgemein menschliche Cultur unmittelbar oder mittelbarer beziehen, mehr oder weniger in der Nähe kennen; im Studium von Griechenlands und Roms, so wie Deutschlands, Frankreichs und Englands Classikern bildete er seinen Geschmack, und stete Uebung des Urtheils schärfte seinen Verstand. Bey dieser gleichmässigen Ausbildung seiner Kräfte kehrte sein jugendlicher Frohsinn zurück, und wenn er auch nie eine empfindlichere Strafe kennen lernte, als daß ihm das Lesen nützlicher Bücher auf einen Abend verboten wurde, so genoß er dagegen auch wieder zu andern Zeiten mit vollem Interesse die schuldlosen Freuden des jungen Lebens.

Als im Jahre 1791 Herr Dr. Koch von Zerbst und seinem Zöglinge abgerufen wurde, feyerte die ganze edle Familie, in deren theurem Kreisse er so viel Gutes gestiftet hatte, diese Trennung mit hoher Wehmuth: am meisten aber verlor dabey der selige Schindler, welcher seinem Lehrer sogar die Rettung vom Tode in den Fluthen verdankte. Seiner eigenen Leitung überlassen, ging er nun auf das Gymnasium Carolinum nach Braunschweig, und bezog dann im Jahre 1794 die Akademie zu Leipzig. Mit eben so großem Eifer, als glücklichem Erfolge studirte er hier die Jurisprudenz, und vertheidigte 1797 unter dem Vorsitze des Herrn D. Hübner seine Dissertation (*Meditationum et observationum iuridicarum ad A. Persii Flacci Satiras specimen. 80 S. 8.*), in welcher er eine Probe seiner Ueber-

setzung des Persius mittheilte, mit deren Ausarbeitung er schon damals beschäftigt war. In demselben Jahre wurde er noch von der juristischen Facultät pro candidatura examinirt, und erhielt darüber das ehrenvollste Zeugniß. Nachdem er auf diese Art seinen Cursus vollendet und auch die zu Erlangung der Advocatur in Chursachsen erforderlichen Ausarbeitungen geliefert hatte, suchte er nun unter Anleitung des berühmten Herrn Dr. und Prof. Hübner sich zum akademischen Lehrer durch Übung in mündlichen Vorträgen, im Examiniren u. s. w. zu bilden; und die Zeit, welche ihm hiervon noch übrig blieb, verwendete er auf das Studium der schönen Wissenschaften, vorzüglich aber auf die Übersetzung des Persius, welche er in diesem Zeitraume vollendete.

Um mit dem juristischen Geschäfts-

gange näher bekannt zu werden, ging er 1798 nach Dresden, wo ihm die Freundschaft seines würdigen Onkels, des Herrn Landrentmeister Weisse, volle Befriedigung seines Wunsches gewährte. Allein er war nur kurze Zeit hier, so bemeisterte sich seiner eine Melancholie, welche theils von einer durch angestregtes Studiren veranlafsten Nervenschwäche, theils einigen seiner Äusserungen zufolge, von einem organischen Fehler des Gehirnes herzurühren schien. Nachdem die Kunst der dasigen Ärzte vergeblich seine Krankheit zu heben gesucht hatte, nahm ihn sein Freund und Lehrer, jetzt auch sein Schwager, Herr Dr. Koch, bey sich in Mitweyde auf, wo dieser damals als Archidiakonus angestellt war. Wenn er aber auch hier in dem Hafen der Freundschaft und der Geschwisterliebe vor den

Stürmen einer ängstigenden Phantasie sicher war, so vermochte doch nichts, sein stilles Leiden zu heben, welches ihn bey dem Bewußtseyn seiner abnehmenden Geisteskräfte durchwühlte. Bey dem edeln Jünglinge, für den das Studium der Wissenschaften und die Achtung der Menschen einen so hohen Werth hatte, konnte dieser peinigende Zustand nicht lange dauern, und die gütige Natur löste bald die Bande, welche seinen fleckenlosen Geist an zerrüttete Organe knüpften. Es war den 10ten May 1799, als ihn sein Schwager in gewohnter freundschaftlicher Besorgniß, des Abends auf sein Schlafzimmer begleitete, und ihn in seinem Bette die Lage eines ermüdeten, ruhigen Schläfers annehmen sah; — des Morgens darauf fand man seine kalte Hülle unverändert in derselben Lage:

S. XVII/XVIII am
Schluß eingeb.

A. P e r s i u s

S a t y r e n.

A

Vorbericht.

Ich netzte weder
Am Klepperborn
Die Lippen mir,
Noch kann ich mich
Erinnern, daß
Ich auf dem zwey-
Gewipfelten
Parnassus je
Geträumet, um
Als Dichter stracks
Hervorzutreten. —
Helikoniaden,
So wie die bleiche
Pirene, laß ich

Den Herren dort,
Um deren Büsten
Der Epheu sich
So folgsam schmiegt.
Was mich betrifft,
So trag' ich — (noch
Ein halber Laye)
Dieß mein Gedicht
Ins Heiligthum
Der Eingeweihten. —

Wer löste wohl
Das Zungenband
Dem Papageyen,
Dass er *Bon jour!*
Zu sagen weiß?
Wer lehrte Worte,
Wie wir sie sprechen,
Die Elstern wagen? —
Das that der Meister
Der schönen Kunst,
Des Witzes Schöpfer,
Der *Magen* thats.
Er weiß die Kunst,
Die Stimme Dem

Zu geben, welchem
Selbst die Natur
Sie nicht gewährt.
Wenn nur der Glanz
Des schnöden Geldes
Von ferne blinket,
So singen Raben,
Und Elstern dichten,
Ihr solltet meynen,
Es sey Gesang
Vom Helikon.

Erste Satyre.

O! welches Streben! Menschen, o wie
wenig Werth
Hat Alles doch wornach ihr ringet!

„Halt!

„Wer wird das lesen?“

Meynest du?

„Beym Herkules!

„Nicht Einer!“

Wie? Nicht Einer sagst du?

„Nun

„Zwey, oder keiner, — das thut nichts
zur Sache,

„Das Eine wird für dich nicht wen'ger
schlimm,

„Nicht wen'ger schimpflich, als das
Andre seyn.“

Wie so? befürchtest du, Polydamas
Und Troja's Damen möchten gar dem
Labeo

Den Vorzug vor mir geben? — Possen!

Nein,

Nach dem verwirrten Publicum in Rom
Darfst du in deinem Urtheil dich nicht
richten,

Wenn ihm ein Dichterwerk nicht wichtig
scheint.

Versuch' es nicht, die trügerische Zunge
Von seiner Wage zu berichtigen:

Nie suche deinen Richter außer dir!

Denn wer hält sich in Rom nicht für be-
fugt —?

Ja, wenn ich reden dürfte! — Doch wer
wehrt mirs dann,

Wenn unsres Lebens trauriges Getüm-
mel ich

Und alles, was wir seit der Zeit, wo wir
Nicht mehr um Nüsse spielten, bis zum
grauen Haar,

Wo jedes Wort von uns nach Oheims
Weisheit schmeckt,

Zu treiben pflegen, aufmerksam mit angesehen?
gesehen?

Dann, dann wird man es mir ja wohl
verstatten!

„Nein.

„Auch dann kann ich's nicht rathen.“

Nun

was ist zu thun?

Ich habe nun einmahl so eine Milz,
Die mich zum lauten Spottgelächter
reitzt.

„Wir schreiben All' in abgeschiedner
Klause

„Verschlossen, — nur versteht sich's
schon von selbst,

„Der hier in abgemessnen Tacten, Je-
ner frey

„Und ohne Fessel — aber Alle schrei-
ben wir

„Erhabne Sachen, die nur eine gute Brust,

„Mit Athem reichlich angefüllet, keu-
chend liest.“

Ganz recht! Die bringt ihr denn, sobald
sie fertig sind,

In's Publicum. Ihr tretet schön frisirt,
In neugewaschnem Oberkleid' hervor;
Der Finger glänzt von dem Sardonych, den

Ihr sonst nur an Geburtstagsfesten tragt.
So lest ihr dann von der erhabenen
Tribune, (wenn zuvor mit Mandelöhl
Die Kehle wohl gegurgelt worden ist,
Damit geschmeidiger die Stimme fliesse)
Ihr schmelzt und dreht die Äugelein.
Da sieht man (freylich weder zur Er-
bauung

Der Moralisten, noch zur Ohrenlust
Der Musiker) so manchen grossen Titus
zappeln,

Wenn Lieblingstellen des Gedichtes ihm
Bis in die Lenden dringen, wenn ein Vers,
Mit einem zartem Beben ausgesprochen,
Sein Innres kützelt. — Alter Knabe!

sammlest du
Für fremde Ohren solchen Köder, daß
du selbst,
Durch dessen Fell längst keine Schaam
mehr dringt,

Zuletzt noch ihnen sagen mußt: O! hö-
ret auf,

Das ist zu viel!

„Nun wozu anders hätten wir's
„Gelernet, wenn die Masse, die so
mächtig gährt,

„Der wilde Feigenbaum, der nun
einmahl

„In unsrem Herzen Wurzel schlug, durch
unsre Brust

„Nicht auch die Bahn sich öffnen und
hervorgehn soll?“

Ha! Sieh dein bleiches Angesicht,
dein graues Haar!

O Sitten! Wie? So wenig schätzeest du
dein Wissen,

Wenn nicht auch Andre wissen, daß
du's weißt?

„'s ist doch so schön, wenn man mit
Fingern auf

„Uns zeigt, und spricht: Das ist er! —
Rechnest du

„Denn das für nichts, daß mehr, als
hundertten

„Der schöngelockten jungen Herrchen,
Verse

„Von uns dictiret werden?“

Seht! dort sitzen
Nach aufgehob'ner Tafel würd'ge Söhne
Des Romulus, beym Glase Wein, und
fragen:

Wie lauten sie, die göttlichen Ge-
dichte? —

Da tritt in hyacinthenfarbnem Ober-
kleide

Dann einer auf, und stammelt durch die
Nase

Ein abgeschmacktes albernes Gewäsch.
Jetzt schmilzt die Stimm', er spricht von
Phyllis und

Von Hypsipylens Leiden, und von Al-
lem, was

Ein Dichter immer Thränenwerthes hat.
Dabey sucht er an seinem zarten
Gaumen

Die Worte schön zu radebrechen.
Es schallt ein lautes *Bravo!* Nun muß
doch gewiß

Des Dichters Staub dieß Glück em-
pfinden!

Und leichter muß sein moderndes Ge-
bein

Der Grabstein decken: die Gesellschaft
hat

Ihn ja gelobt. Nun sollten nicht aus der
Beglückten Asch' — aus seinem Grabes-
hügel,

Wo seine Seel' in Frieden ruhet, sollten
nicht

Stracks Rosen und Violon sprossen? —

„Persius,
„Du gehst zu weit in Deinem Spotte!
Sag' an,

„Wo ist der Mann, der aus des Volkes
Munde

„Nicht gern sein wohlverdientes Lob
vernimmt?

„Der Werke nicht zu hinterlassen
wünscht, die's

„Verdienen, daß des Cedernbaumes
Öhl

„Unsterblich sie der Nachwelt überliefre?

„Die für Gewürz- und Heringskrämer
„Bestimmt zu seyn nicht fürchten dür-
fen?“ —

Freund,
Wer du auch seyst, den ich zum Geg-
ner mir
Selbst gegen über stellte! Wenn ich
schreiben,
Und dann einmahl auch etwas Leidliches
In's Publicum befördern sollte (wenn
das auch
Ein seltner Vogel seyn mag, aber wenn
sich's doch
Einmahl so treffen sollte) glaube nicht,
Wenn meine Verse Beyfall finden, daß
Ich mich darüber ärgern werde: Nein!
Auch ich, ich hab' ein Herz, das nicht
aus Horn
Gedrechselt wurde. *Das* nur kann
ich dir
Nicht zugestehen, daß dein *Bravo!*
dein *Superbe!*
Des wahren Dichters höchster Endzweck
sey.

Denn untersuche dieses *Bravo!* nur
genau.

Wie wenig steckt dahinter? — Hast du
nicht

Da eine Nielswurztrunkne Ilias
Des Accius und Elegieen, wie sie wohl
Nach Tische zur Verdauung grosse Herrn
Dictiren, kurzum solche Sächelchen,
Die man auf weichem Kanapee von
Cedernholz

Zu schreiben pfeget? *Du* weißt deine
Sache schon

Zu machen; du erbittest Gäste dir
Auf einen fetten Nierenbraten, weißt
Dem armen Schlucker, welcher dich
begleitet,

Wenn er von Kälte starret, deinen ab-
Getragnen Ueberrock zu schenken,
Und sprichst alsdenn: ich liebe Wahr-
heit, sagt

Bloß Wahrheit mir von meinen Versen.
Aber wie

Kannst du das hoffen? Oder willst du sie
Von mir jetzt hören? Nun so höre dann!

Du bist ein Narr mit deinen Versen, —
denn

Wie könntest du, mit ellenlangem Wanst'
Und mit dem Kahlkopf noch ein Dich-
ter seyn?

Heil dir, o Janus! hinter dessen Rücken
Mit eines Storches Schnabel dich zu
necken

Und Eselsohren dir zu machen, oder
Apul'schen Hunden gleich, wenn Durst
sie plagt,

Die Zunge dir zu zeigen, niemand wa-
gen darf!

Ihr aber, von patricischem Geblüt' Ent-
sprofsne!

Da nach dem Götterschluss' im Hinter-
haupte

Des Augenlichtes ihr beraubet seyd,
So sehet um euch, und begegnet
doch

Der Neckerey, die hinter'm Rücken euch
verhöhnt.

Und nun, so fährst du fort, was
spricht das Publicum

Von meinen Dichterwerken? — Ey! was
kann

Es andres sagen, als, daß es nun erst
dahin

Gekommen sey, daß voll von sanfter
Harmonie

Die Verse fließen, wie auf glattem Mar-
mor, wo

Dem strengen Nagel jede Fug' ent-
schlüpft?

Er weiß auch seine Verse abzuzirkeln,
wie

Wenn kunstverständlich er, ein Auge zu-
gedrückt,

Die Richtschnur daran hingezogen hätte.
Mag er auf unsre Sitten, auf den Luxus
Der Zeit, und auf die königlichen Mahle
Jetzt loszuziehn für nöthig finden: uns-
rem Dichter

Gewährt die Muse stets erhabnen
Schwung.

Ja, ja, da sehe man nun diese Dichter!
Kaum haben sie jetzt ein'ge Tändeleyen
In griechischer Manier uns vorgeleyert,

Gleich sehn wir sie mit einer Epopöe
Im Publicum erscheinen! Aber ihre Kunst
Reicht nicht so weit, uns einen Hayn zu
mahlen,

Uns eine reiche Landschaft zu besin-
gen, wo

Mit Früchten angefüllte Körbe stehn,
Die Opferflamme brennt, ein Schwein
geopfert wird,

Und die von Heu und Halmen dam-
pfenden

Palilien gefeyert werden, und woher
Einst Remus kam, und du, o Quinctius!
Der mit dem Pflugschaar selbst den Acker
furchte,

Als sorglich dich bey deinen Stieren,
Indeß der Lictor dir den Pflug nach Hause
trug,

Die Gattinn als Dictator kleidete.

O Muth, mein Dichter! Giebt es doch
noch Manchen, der

An der Briseis eines Accius,
An der das Alter jede Ader sichtbar macht,
Und an Paccuvs warzenvoller

Antiopa, die einst „mit bangem Gram
„Ihr schmerzenschwangres Herz umzo-
gen sah’“,“

Noch jetzt nicht satt sich lesen kann.

Und sieht man denn,
Wie Väter, halb verblendet, solche
Lehren

Der lieben Jugend einzuflößen suchen,
Wer fragt dann noch, woher in unsrer
Sprache

Der Mischmasch rührt, und jener falsche
Schmuck,

Mit dem der glatte Kämpfe jauchzend
dir

Von seiner Ritterbank entgegen hüpf? —
Schämst du dich nicht? Auf Tod und
Leben angeklagt,

Vermagst du nicht dein eignes graues
Haupt

Zu retten, ohne jenen Wunsch, daß du
Den faden Lobspruch noch vernehmen
möchtest: „Ach!

„Mit welchem Anstand weiß der Mann
zu reden!“ —

„Du hast gestohlen!“ sagt zum Pedius

Sein Kläger vor Gericht. Und was sagt
Pedius?

In schönen glatten Antithesen wägt
Er das Verbrechen, und erhält das Lob,
Dafs er gelehrte Rednerkünste
Wohl anzubringen weifs. „O herrlich!
schön!“ —

Das schön? So hündisch, Römer! schmei-
chelst du?

Kann der mich rühren, und wird er
mir nur

Auch einen Heller aus der Tasche lo-
cken, der

Mir seinen Schiffbruch in Gesängen klagt?
Du singst, und trägst dich selbst auf ei-
nem Trümmer

Des Schiffes abgemahlt, auf deinem
Rücken?

Nein, Wahrheit mufs er klagen, aber
nicht

Was er erst mühsam in der Nacht ersann,
Wenn seine Klage mich bewegen soll.

„Doch aber ist in unsern Versen
Würde,
„Und was so rauh sonst klang, dem ge-
ben wir
„Jetzt Harmonie.“

Ganz recht! Drum
lernte Jener
Die Verse so zu runden: *Der Berecyn-
thische Attin.*

*Und der den himmelblauen Nereus durch-
schneidende Delphin —*
Auch zur Abwechslung:
*So entrissen wir Kühnen, muthig den Ap-
peninen*
*Eine der Ribben aus ihrer lang sich stre-
ckenden Seite.*

„Denk' aber doch an:

Waffen sing'
ich und den Mann!

„Ist dieß nicht schwülstig g'nug, und
strotzt wie fatter Kork?“

Ey freylich! wie ein alter Korkast, den
Die Sonnenhitze dörrete! — Nun so
nenne

Uns Stellen, die dir weich und fließend
dünken, die
Auch mit gekrümmten Rücken vorzule-
sen sind!

„Gräßlich ertönten die Hörner von
Mimalloneischen Sumsen;
„Beyde, die Bassaris, welche dem über-
müthigen Kalbe
„Das entrissene Haupt muthig zu rau-
ben bemüht war,
„Und die Mänade, die Luchse mit Ranken
des Epheu zu lenken
„Wagte, sie brüllten ihr Evoe! — Evoe!
brüllte das Echo.“

Wär's möglich, so etwas zu schreiben,
wenn
Von unsrer Väter Mannkraft eine
Spur
In uns noch lebte? Doch mit Wohlbe-
hagen
Schwimmt jenes matte Lied auf ihren
Lippen,
Nach Atys und nach Maenas wässert ih-
nen stets

Der Mund; sie schlugen voll Verdrufs
nie auf das Pult
Und von zerbissnen Nägeln sieht man
keine Spur.

„Doch warum willst du unser zartes
Ohr

„Mit Wahrheit, die so beißend ist, ver-
wunden?

„Denn hüte dich, daß nicht die Luft
am Hofe

„Der Großen eiskalt dir entgegen
weh’,

„Und dir der Hofhund seinen Zahn nicht
zeige.“

Nun meinetwegen! Sey das Schwarze
weiß!

Was kümmert’s mich! — Ey! sieh doch
da! Das Alles sind

Ja lauter wunderschöne Dinge! — Nun,
behagt

Dir das? — Hier, sprichst du, hier ver-
bietet ich männiglich

Bey Strafe, seine Nothdurft zu verrich-
ten. — Gut

So mahle nur zwey Schlangen hin: ihr
Jungen!

So schreibe dran: Der Ort ist heilig,
draußen pifst! —

Dann geh' ich. — Doch wenn ich es
recht bedenke,

Auch ein Lucil durchhechelte einst Rom,
Dich, Lupus, und dich, Mutius! An
euch

Zerbifs er sich einst einen Backenzahn.

Gar fein weiß Flaccus auch die kleinste
Schwäche

An seinem Freunde zu berühren, so,
Dafs dieser selbst darüber lächeln muß.
Ja, läfst du ihn an deinem Busen ruhn,
So spottet er auch dann noch Deiner;
Und dabey weiß er auch nicht minder
fein,

Des Volkes Thorheit öffentlich zu höhnen.
Und ich, ich soll nicht mucksen dürfen?
soll

Es nicht einmal den Wänden anvertraun?

„Nein, nirgends darfst du das!“

Nun dann wohlan!

So will ich hier was ich bemerkt, ver-
graben.

Ja, glaub' es nur, mein Büchlein, glaub's
ich habe

Sie selbst gesehn, die Eselsohren, die
So mancher Midas trägt. Und das, was
insgeheim

Ich sah, und was im Stillen ich belache,
Mag's seyn, daß man's für unbedeutend
hält,

Ich gäb' es doch um keine Iliade hin. —
Und du, wer du auch seyst, den oft der
kühne

Cratin entzückte, dessen Wangen sich
Beym Zorn des Eupolis und bey den
Schriften

Des über All' erhabnen Greises bleichten,
O! gönne diesen Versen einen Blick;
Vielleicht triffst du hier etwas wohl Ver-
dautes an.

Und ist's von dorthier dir noch warm
um's Ohr,

Wirst du auch mich nicht ohne Wärme
lesen.

Hier mag ich keinen Leser, welcher
fern
Von Bildung, nur die griechischen
Schuhe
So gern bespöttelt; keinen, der den
Schielenden
Mit seinem Schielblick' gerne höhnen
hört;
Der Wunder denkt, welch ein Mann
er ist,
Weil, stolz auf seine Würd' in der
Provinz
Er, als Ädilis von Aretium,
Ein falsches Maas mit eigner Hand zer-
schlug.
Auch einen solchen Leser mag ich
nicht,
Der über Zahlen auf der Rechentafel,
Und über Kegel, in den Sand gemahlt,
Sich lustig macht; der wenn muthwillig
jetzt
Die freche Dirne, die Schlag drey zu
haben ist,
Dem Cyniker den Bart zerzauset, gleich

Bereit ist, sich vor Lachen auszu-
schütten.

Für solche Herren weifs ich keinen bes-
sern Rath,

Als, dafs sie früh ihr Pensum im Edict
Des Prätors lernen, und nach Tische
dann

Sich mit Callirrhoë die Zeit vertreiben.

Zweyte Satyre.

Mit einem weissen Stein, Macrin! be-
zeichne
Den Tag, der glücklich zu verfloßnen
Jahren
Ein Jahr dir heute zählt! — Giefs' ächten
Wein
Dem holden Genius zum Opfer aus!
Du flehest nicht mit wucherischer Bitte
Um Dinge, die man in geheimen Win-
keln nur
Den Göttern vorzutragen wagen darf.
Allein ein großer Theil von unsern Gro-
ßen läßt
Mit stummer Bitte seinen Weyrauch
lodern,

Und Mancher dürfte wohl dazu nicht
willig seyn,
Für immer jenes heimliche Geflüster und
Das leise Murmeln aus dem Tempel zu
Verbannen, und was er sich wünschet,
jedermann
Zu offenbaren. — „Gieb mir Weisheit,
guten Ruf,
„Und Redlichkeit!“ Das läßt ganz laut
er hören,
Damit der Fremdling es vernehmen kann,
doch zwischen
Den Zähnen murmelt er: „o! möchte
nur
„Erst meines Oheims Leichenzug
„In aller Pracht ans seinem Hause wallen!
„Und krachte nur einmahl durch Her-
kul's Gunst
„Ein Tönnchen Geldes unter meiner
Karste!
„Möcht' ich den Mündel, dem als näch-
ster Erbe
„Ich lange schon die ew'ge Ruh ge-
gönnt,

„Nun bald aus dem Register streichen
können!

„Hat er nicht ohnedies den Ausschlag,
steckt er nicht

„Voll scharfer Galle? — Neri^{us} nimmt
schon die dritte Frau!“ —

Um diese Wünsche rein und un-
befleckt

Zum Himmel aufzuschicken, wird das
Haupt

Des Morgens zwey bis dreymahl in den
Strom

Der Tiber eingetauchet, und sogleich
Verwäscht der Fluß die Schuld der vor-
gen Nacht. —

O! höre, Freund! antworte mir (nur
wenig ist's,

Was ich von dir so gerne wissen möchte)
sprich!

Was denkst du eigentlich vom Jupiter?
Gestehest du vor irgend einem Menschen
ihm

Den Vorzug zu? Und nun vor welchem
denn?

Was meynst du? Vor dem Staius? Denn
bey dem

Ist doch kein Zweifel, wer von beyden
wohl

Der besre Richter, wer der edlere
Beschützer für die Waisen ist? — Nun
gut,

So sag' einmahl die Wünsche, die
Dir Jupiter erhören soll, o! sage sie
Dem Staius. „O! hilf, heilger Jupiter!“
So wird er rufen. Wie? und Jupiter
Soll nicht sich selbst darob zu Hülfe
rufen?

Du glaubst, dir habe Jupiter verziehn,
Weil jenen Eichbaum dort im Ungewitter
Des Himmels Schwefelblitz zersplitterte,
Eh' er noch dich und deine Wohnung
traf?

Weil du im Hayn noch nicht am Boden
liegst,

— Ein Donnermahl, vor dem erschreckt
der Wanderer flieht, —
Um auf Ergenna's Wink durch Eingeweide

Zweyjähr'ger Lämmer ausgesöhnt zu
werden,

Deswegen, glaubst du, werde Jupiter
von dir

Schwachmüthig sich am Barte zupfen
lassen? —

Was ist der Preis, womit der Götter Ohr
Du dir erkaufet hättest? Etwa mit
Den Nieren feister Opferthiere, und mit
fetter Milch?

Hier nimmt ein altes frommes Müt-
terchen,

Und eine gottesfürcht'ge Tante dort
Den Knaben aus der Wiege, weiht
zuvor

Mit ihrem Mittelfinger Stirn' und Lip-
pen ihm

Mit Speichel, der von allem Bösen
reinigt,

Und aller Hexenblicke Macht ver-
scheucht;

Sie wiegt das hofnungsvolle Kind auf ih-
rem Arm',

Und ihr andächtiges Gebet versetzt

Es künftig in Besitz der Güter des Licin
Und des Pallastes, der dem Crassus zu-
gehört.

Ihn muß ein König sich, und eine Kö-
nigin

Zum Eydam wählen; Mädchen müssen ihn
Entführen, und wohin der Junge tritt
Da müssen Rosen blühn! — Nein, kei-
ner Amme

Geb' ich den Auftrag je, für mich zu
bitten.

Nein, Jupiter! Versag ihr, was sie fleht,
Und käme sie in ihrem besten Schmuck'!

Du flehst um Nervenkraft, um einen
Körper,

Der noch im Alter dir getreu ver-
bleibt? —

Recht schön! Das magst du bitten. —
Aber ach!

Die großen Schüsseln und die fetten
Würste

Verbieten es den Göttern, deine Bitte
Dir zu gewähren, wehren's selbst dem
Zeus!

Du wünschest, deiner Wirthschaft
aufzuhelfen:

Deswegen opferst du so manchen Stier,
Und lockst mit fetten Nieren den Mer-
cur herbey.

„O! 'segne,“ betest du, „mein Haus
und Hof!

„Lass meinen Schafstall wacker sich ver-
mehren!

„Gieb meinen Heerden Frucht und frö-
liches Gedeihn!“ —

O Thöriger! wie soll das möglich seyn,
Wenn du so oft das Fett von deinen
Stieren

Hier in der Opferflamme schmelzen läßt?
Und dennoch bleibt er fest bey seinem
Glauben

Und hofft, durch Opferfleisch und fette
Kuchen

Die Götter endlich doch noch zu bewegen.
„Nun nimmt mein Feld bald zu, und
bald vermehrt

„Der Schafstall sich: bald wird es ge-
hen!“ —

Ach ja! Bald, bald! — bis dich zuletzt
die Hofnung mit
Dem Wahn' verläset, wenn der letzte
deiner Thaler

Im tiefsten Winkel des geleerten Kasten
Vergeblich, ach! nach seinen Brüdern
seufzt!

Brächt' ich von Silber einen Becher
und

Von dichtem Gold' geschmiedete Ge-
schenke *dir*,

Dir freylich träte dann vielleicht der
Schweiß

In's Angesicht, du wärest schwach genug,
Darüber Freudenthränen zu vergießen;
Und freudig würde dir das Herze pochen.
Da kommst du denn nun auf den Wahn,
mit Gold,

Das du besiegtten Feinden abgenommen,
Der Götter heil'ges Angesicht zu über-
ziehn.

Und von den ehrnen Brüdern müssen nun
Die, welche uns die reinsten Träume
geben,

Die ersten, und es muß ihr Bart vergol-
det seyn!

Das Gold verdrängte Numa's Opfer-
schaalen,

Das Kupfer aus der guten alten Zeit
Saturnens, und es wandelte die Urnen
Der Vesta und der Thusker irdenes Ge-
rath!

O Menschen, deren Herzen, fern vom
Himmlischen

Am Boden kleben, sagt, was kann es
fruchten, daß

Wir in den Tempel unsern Sinn ver-
pflanzen,

Wenn das, was dem verderbten Fleisch
und Blut behagt,

Nun auch den Göttern wohlgefallen soll?

Hier, diese Dam' entweiht die edle
Frucht

Des Ohlbaums, mischt zu ihren Sal-
ben sie

Mit edlen Specereyn; sie kocht im Blut,
Das aus der Purpurschnecke Wunden floss,
Die reine Wolle der Calabrier;

Die Andre läßt sich von der Perlenmuschel
Die Perle kratzen, läßt durch die Ge-
walt der Glut

Geschmolzne Erze von den Schlacken
scheiden,

Und Gold- und Silberstreifen für sich
schmieden.

Sie sündigt! Ja sie sündigt, — doch ge-
niest

Sie ihrer Sünd'. — Allein im Heiligthume
Der Götter, sagt ihr Priester! sagt, was
nützt

Da Gold? — Doch ja, soviel, als jene
Puppen,

Die junge Mädchen Aphroditen weihn! —
Warum verehren wir den großen
Göttern

Nicht lieber das, was selber aus der
größten

Von allen seinen großen Opferschaalen
Messala's blinder Enkel nicht verehren
kann?

Gerechtigkeit und frommen Sinn des
Herzens,

Ein heil'ges Inneres der Seel' und eine
Brust,

Von hoher Tugend ganz durchdrun-
gen —

Laßt dieß mich in der Götter Tempel
bringen!

Dann werd ich, auch mit bloßem
Opfermehl,

Den Göttern angenehme Gaben spen-
den.

Dritte Satyre.

So geht's in Einem fort? Schon strahlet
längst

Der helle lichte Tag zum Fenster ein,
Und weitet jeden Spalt mit seinem
Glanze:

Man schnarchet noch! Das reichte doch
wohl hin,

Den brausenden Falerner zu verdunsten:
Der Sonnenzeiger deutet schon auf elf!
Heda! wie steht's? Schon längst sengt
Sirius

Die trocknen Ährenfelder und im Schatten
Von dichten Ulmen ziehn die Heerden:
„Ist's möglich? In der That?“ — ruft
von den Zöglingen

Jetzt einer — „he geschwind komm' Einer her!

„Ist keiner da?“ — Nun schwillt die Gall' ihm an,

Er brüllt aus vollem Hals, ihr solltet denken,

Es brüllte Einer aus Arkadien!

Jetzt wird ein Buch herbeygeholet, und
Zweyfarb'ges, glatt gehärtetes Pergament.
Er nimmt Papier zur Hand, nebst einem
Kiel

Von knotenreichem Rohr. — Nun jam-
mert er,

Die Dinte sey zu dick, und kleb' am Kiele;
Man gießt ihm Wasser zu: o weh! sie
wird zu bleich,

Und fließt nun doppelt aus der Feder!

Unglücklicher! Der du von Tag zu
Tag

Unglücklicher noch wirst! So weit it's
schon

Mit dir gekommen? — Warum forderst du
Nicht lieber gleich wie junge Täubchen
Und zarte Prinzchen, Brey zu pappen,

Und strampfest, wenn die Amm' in Schlaf
dich lullt?

„Wie kann ich aber auch mit einer
Feder,

„Wie diese ist, studiren?“

Zu wem sagst
du das?

Was sollen alle die Entschuldigungen?

Du machst dich selber lächerlich, wirst
als ein Thor

Bey aller Welt verschrieen und verachtet!

Ein irdenes Gefäß, aus frischem Thon

Nicht hart genug gebrannt, verräth gar
bald,

Schlägt man daran, durch Misklang sei-
nen Fehler:

Noch bist du nasser, weicher Thon;
jetzt aber,

Jetzt muß mit dir geeilet werden, daß

Ohn' Unterlaß des Töpfers scharfes Rad

Dich forme. — Zwar du hast auf deinem
Gute,

Vom Vater angeerbet, Brod, soviel du
brauchst,

Ein Salzfaß, rein von Schuld und ohne
Flecken,

Und — was darfst du da fürchten? — eine
Schaale,

Die fleißig deinen Opferheerd bedienet,
Und vor dem Zorn der Götter dich be-
schützt.

Allein verlangst du weiter nichts? Und
ist es recht,

Dir Deine Lunge darum zu zersprengen,
Weil tausend Ahnen aus der Thusker
Blut'

Du dir auf deinen Stammbaum setzen,
Und im verbrämten Ritterkleide

Vor deinem Censor paradiren darfst? —
Zum Pöbel geh mit deinem Ritterzeuge:
Ich kenne dich von innen und von aussen.
Schämst du dich nicht, dem wüsten Natta
gleich,

In Tag hinein zu leben? — Aber sieh!

Ihm hat das Laster das Gefühl gestumpft,
Und dicker Schmeer bedeckt seine
Nerven;

Er hat es keine Schuld, er weiß es nicht,

Was er entbehrt; im Lastermeer ver-
sunken,

Bringt keine Well' ihn wiederum empor!

O! großer Vater aller Götter! Strafe,
Wenn wilde Lust, in schäumend Gift ge-
taucht,

Jetzt wüthender Tyrannen Brust bewegt,
Bestrafe sie nicht anders, als laß sie
Die Tugend sehn, und daß sie sie ver-
ließen;

Das müsse dann mit Gram ihr Herz ver-
zehren!

O! seufzte mehr der ehrne Stier des Pha-
laris

Einst in Sicilien, — und war das Schwert,
Das hoch herab von goldgeschmückter
Decke hing,

Dem Purpurnacken unten schreck-
licher,

Als wenn der Frevler zu sich selbst: *im*
Abgrund'

Versinkst du unaufhaltbar! sagen muß,
Wenn drüber er in seinem Inneren er-
bleicht,

Was selbst der Gattin, dicht an seiner
Seite,

Er nicht zu sagen wagt?

Noch wohl erinnr'
ich mich,

Wie, als ein Knab' ich oft mit Öhle mir
Das Auge rieb, sobald mir's nicht beliebte,
Des Cato stolzen Sterbemonolog
Zu declamiren, den, unklug genug,
Mein Mentor bafs heraus zu streichen
Gerüstet war, und den mit Angstschweif
auf der Stirn

Papa, nebst ein'gen eingeladenen Freun-
den,

Anhören sollte! — War mir's zu ver-
denken?

War damahls nicht das wichtigste Pro-
blem für mich,

Zu wissen, was mir ein geschickter Sech-
serwurf

Im Würfelspiele bringen, und wieviel der
Verwünschte Hundewurf von meiner
Kasse

Verzehren könnte; wie am sichersten

Du schnarchest noch? Hängst noch
das lasse Haupt?
Vergähnest schlaff die Schwärmerey von
gestern?
Giebt's wohl ein Ziel, wornach du rin-
gest, und
Wohin du deinen Bogen richtest? Oder
jagst,
Ganz unbesorgt, wohin dein Fuß dich
trage,
Mit Koth und Steinen du den Raben nach,
Und lässest bloß den Zufall dich re-
gieren?

Vergeblich nimmt zu Niefswurz seine
Zuflucht Der,
Dem schon die kranke Haut gedunsen
ist:
Eh' sich das Übel nahet, such' es zu be-
kämpfen!
Was habt ihr nöthig, dann dem Craterus
Erst goldne Berge zu versprechen. —
Lernt,
Unglückliche! lernt weise seyn, und
forschet

Den ersten Gründen nach: wer bin ich?

Fragt,

Zu welchem Zweck ward ich gebohren?

Welcher Plan

Des Lebens ward mir vorgezeichnet?

Wo lauf' ich aus? Wohin muß auf der

Lebensbahn

Gewandt ich meinen Lauf zum Ziele

lenken?

Wiefern darf ich den Reichthumschätzen?

Was

Ist mir erlaubt, zu wünschen? Und

wozu

Sind harte Thaler gut? Wieviel bin ich

Dem Vaterland' und meinen theuren

Freunden

Zu leisten schuldig? Welchen Stand hat

Gott,

Und welchen haben Menschen mir ver-

liehn? —

Das lerne! Dann wirst du nicht neidisch

seyn,

Daß in dem reichlich angefüllten Keller

Des Schutzpatrones fetter Umbrier

Manch Fäfschen Wein versauern muß,
und Pfeffer

Und Schinken und Sardellen schon von
Neuem

Den Dank des Marsischen Clienten
zeigen,

Eh' noch das erste Fäfschen ausgeleeret
ist.

„Lafs du das gut seyn!“ hör ich mur-
rend hier

Der bockenden Centurionen Einen
Erwiedern, — „mir bin ich schon klug
genug,

„Damit bin ich zufrieden und bedanke
mich

„Dafür, zu seyn, was ein Arcesilas,

„Ein Solon, und was andre Grillenfän-
ger sind,

„Die mit geducktem Kopfe und das Auge
„Starr auf den Boden angeheftet, schlei-
chen,

„Bald vor sich brummen, bald den tol-
len Hunden gleich,

„An ihren Grillen schweigend nagen,

„Mit aufgeworfner Lippe Worte wägen,
„Und ernstlich überlegen, was vor
Olimszeit

„Ein alter kranker Narr geträumet hat:
„*Aus Nichts wird Nichts, und Nichts,*
was existirt,

„*Kann je in's Nichts verwandelt werden.*
Sagt,

„Wie könnt ihr doch um solcher Possen
willen

„Euch blaß und hager sitzen, und wohl
gar

„Das Mittagsmahl versäumen? Glaubet
nur,

„Die ganze Stadt verspottet euch; vor
Allen rümpfet

„Die wohl genährte Jugend über euch
die Nase

„Und schüttet sich für Lachen fast ganz
aus.“ —

„Ach! fühle doch den Puls! Ich weiß
nicht, wie

„Das Herz mir pocht; aus kranker Lun-
ge preßt

„Ein schwerer Athem mühsam sich
herauf;

„Ich bitte, sieh doch nach!“ — Der
Arzt verordnet Ruhe. —
Kaum sieht die dritte Nacht das Blut nun
ruhig

In seinen Adern wieder fließen, gleich
Läfst er in's Haus des reichen Freundes
melden,

Er wolle heute schon das Bad besuchen,
Und bäte sich vom milden Surrentiner
Zum Appetit ein mässig Fläschgen aus. —
Mein Gott! Du bist ja leichenblafs! —

„Mir fehlt
„Jetzt nicht das Mindeste.“ — Sieh dich
nur an,

Es sey nun, was es will! Die Haut ist
gelb,

Und fängt allmählig an, zu schwellen. —
„Was?

„Du siehst ja selbst noch zehnmal blei-
cher aus.

„Du willst doch nicht etwa mein Vor-
mund seyn?

D

„Den hab' ich längst begraben, und dich
hätt' ich noch

„Zur Ruh' zu bringen.“ — Nun so fahre
denn

Getrost so fort, ich werde künftig
schweigen! —

Nun geht er in das Bad, vom Mittags-
schmaus

Noch strotzend voll, und an dem Unter-
leibe

Ganz Kreideweifs, indem aus seiner
Lunge

Er langsam faule Schwefeldünste haucht.
Doch plötzlich überfällt ihn hier bey'm
Wein

Ein frostig Zittern, dafs der heifse Rö-
mer ihm

Aus seiner Hand entsinket, seine
Zähne,

Die er nicht mehr bedecken kann, ihm
klappern,

Und unwillkührlich seinen schlaffen
Lippen

Die fein gewürzte Leckerey entfällt.

Drauf geht's denn in der Ordnung: die
Trompete
Erschallet, Leichenkerzen werden ange-
brannt,
Man sieht zuletzt den seel'gen jungen
Herrn,
Mit dickem Balsam reichlich eingesalbt,
Erhöht auf dem Paradebette liegen,
Die Füße starr der Thüre zugestreckt,
und
Es stellen mit bedecktem Haupte Bürger
Von gestern her, sich unter seine Bahre.
„Nun wohl, so untersuch', armsel'ger
Spötter,
„Doch meinen Puls und meines Herzens
Schlag:
„Ist hier wohl Fieberhitze? Fühle mei-
ner Händ'
„Und Füße Spitzen an: entdeckst du
Frost?“ —
Das nicht, doch wenn dir jetzt von ohn-
gefähr
Ein Haufe Gold in's Auge schimmert;
wenn

Das hübsche Mädchen gegenüber sanft
dir lächelt:

Schlägt dann dein Herz noch regelmäfsig?

Jetzo setzt

Man dir in kalter Schüssel ein Gericht

Von groben Zugemüsen vor, und Rog-
genbrod

Von Mehl, in ordinärem Siebe ge-
siebt:

Lafs sehn, wie's schmeckt? — Auf ein-
mahl hast du nun

In deinem zarten Mund' ein Bläschen,
das

Du doch mit solcher groben Hausmanns-
kost

Unmöglich reiben kannst. — Du starrst
vor Frost,

Wenn bleicher Schreck in deinen Glie-
dern

Das Haar, so wie der Wind die Ähren
schüttelt;

Dann wieder kocht dein Blut, als glühte
Feuer

In deinem Inneren, es sprüht der Zorn

Aus deinen Augen Funken, und du
sprichst
Und handelst so, daß selbst ein rasen-
der Orest
Drauf schwören sollte: Der muß rasend
seyn!

V i e r t e S a t y r e .

Du führst des Staates Ruder? (Denk',
es spräche

Zu dir der weise Graubart, welchen
Der Toderfüllte Schierlingsbecher einst
Der Erd' entriß) was ist's, o! sag' es
mir,

Du Pflegesohn des großen Perikles,
Was ist es denn, worauf du dich ver-
läßt? —

Gewiß ist früh Erfahrung und Verstand
Noch vor dem Barte dir zu Theil ge-
worden?

Gewiß verstehst du bereits, wovon
Man reden und wovon man schweigen
muß?

Nun denn, wenn nun einmahl, von Wuth
entbrannt,

Der Pöbelhaufe schäumet, und du willst
Mit einem Herrscherwinke deiner Hand
Der wild erhitzten Menge Ruhe bieten,
Was denkst du dann zu sagen? „Höret
mich!“

So redest du vielleicht zur Menge,
„Bürger!

„Was ihr da wollt, ist nicht gerecht;
auch jenes

Taugt nichts; viel besser aber wäre diefs.“

Denn du mußt's doch verstehn, das
Recht zu wägen,

Auch wenn bald auf und nieder beyde
Schaalen

Der ungewissen Wage schwanken sollten.

Du mußt, was Rechtens ist, zu finden
wissen,

Auch wenn's auf krummen Wegen der
Chikane

Sich dir verbirget, oder wenn mit
krumm-

Gebognem Arm' der Wagebalken lügt.

Du mußt's verstehen, jeglichem Ver-
brechen

Das unglücksel'ge Theta beyzuschreiben.
Verstehst du das nicht, o! so höre lieber auf,

Umsonst geschmückt mit äußerlicher
Hülle,

Noch ehe dir dein Alter es vergönnt,
Dem schmeichlerischen Pöbel liebzu-
kosen.

Viel besser ist's, du schlürfest unver-
mischt

Den Trank, den auf Anticyra man baut.
Was ist dein höchstes Gut? Nie an-
ders, als

Bey fetter Schüssel deine Tage zu ver-
leben,

Und stets im Sonnenschein' der Haut zu
pflegen.

O! wart einmahl: dort jenes alte Weib,
Wird sie mir eine andre Antwort ge-
ben?

Nun gehe hin, und blähe dich, und
sprich:

„Ich bin der Sohn Dinomache's und ich
bin schön!“

Mag seyn! Doch fürcht' ich, die zer-
lumppte Baucis zeigt,
Wenn sie den Sklavenstutzern ihr Basi-
licum

Mit heller Stimme ausposaunet, wohl
Von Lebensweisheit nicht viel weniger,
als du.

Dafs doch so Wen'ge den Versuch,
sich zu

Sich selbst hierab zu lassen wagen mögen!
Dafs Jeder immer nur den Queersack auf
Dem Rücken Des, der vor ihm geht,
bemerkt!

So frag' einmahl: „Kennst du die Gü-
ter des

„Vectidus?“ — Wessen? wird man dir
erwiedern — „Er

„Besitzt bey Cures soviel Äcker, als

„Ein Geyer auszufliegen kaum vermag.“

Den meynst du, welcher von den Göt-
tern und

Von seinem eignen Genius verlassen ist?

Ich seh ihn noch, wie er die Gränzen an
Dem stumpfen Kreuzweg eingehegt und
nun mit Angst

Das alte Pech von einem Fälschen schabte:
Da, Kinder! laßt's euch schmecken!
seufzte er,

Und kaut' an einer ungeschälten Zwiebel
Mit Salz; und wie beym Anblick einer
Schüssel

Mit Mehlbrey seine Leute freudig in
Die Hände klatschten, schlurfte er allein
Die fadenreichen Hefen seines Krätzers,
Dem der Geschmack längst abgestor-
ben war!

Hast aber du, um deine Haut zu
sonnen,
Dich wohlgesalbet nach dem Bade hin-
gestreckt,
Gleich steht auch neben dir ein Unbe-
kannter,

Der mit dem Ellenbogen in die Seite
Dir eins versetzt und einen scharfen Geifer
Herab auf deinen Lebenswandel speyt.

.....

So hacken wir auf Andre los und
halten
Dagegen fremden Pfeilen unsre Schen-
kel hin.

Das ist so jetzt die Art, zu leben, so
Lernt' ich sie kennen.

Unterwärts der Rippen
Hast du geheime Wunden, doch sie
deckt

Ein breiter, goldner Degengürtel zu.
O! täusche, wie du freylich gerne
möchtest,

Und hintergeh', wenn du's im Stande
bist,

Dein eigenes Gefühl. — „Nun wenn die
Nachbarschaft

„Mich brav und edel nennet, soll ich da
„Nicht selbst es glauben, daß ich's
bin?“ — O Schelm!

Wenn du, sobald du Gold erblickst, er-
bleichest,

Dich jedem Wollustkützel überläßt,
Wenn du dem Wucherer - Gesetz am
Puteal

Mit schlauer Vorsicht manchen Rifs ver-
setzt,

So bessert es dich darum nicht, wenn du
Dein willig Ohr der Schmeicheley des
Pöbels leihst.

Verlange nicht zu seyn, was du nicht
bist.

Mag sein Geschenk der Haufen wieder-
nehmen!

Sey nur nicht fremd in deinem eignen
Hause,

Und lerne sehn, wie schlecht dein Haus-
rath ist!

Fünfte Satyre.

Es ist ein alter, hergebrachter Brauch
Der Dichter, hundert Stimmen, hundert
Kehlen,
Und eben so viel Zungen sich zu wün-
schen,
Entweder um ein Trauerspiel zu dichten,
dafs
Mit tragischer Geberd' und offnem Munde
Der Trauerspieler von der Bühn' es
brülle, oder
Des Parthers Wunden zu besingen, der
Das tödtliche Geschofs an seinen Hüften
spannt.

„Wozu das Alles?“ wirst du fragen,
Und was für Brocken eines harten, schwer

„Verdaulichen Gedichtes tischest du
„Uns auf, die wir mit hundertfachem
Schlunde

„Hinab zu würgen kaum vermögten?

„Wer willens ist, erhabnen Pomp zu
singen,

„Der sammle Dampf sich auf dem He-
likon,

„Wenn Procnens und Thyestens Töpfe,
die

„Sich Glycon ohne Salz zum Abend-
schmaufs

„Oft muß gefallen lassen, schäumen
sollen.

„Du aber lässest, wenn schon in der Esse

„Die Masse schmelzet, deinen Blase-
balg,

„Der keuchend seinen Athem von sich
bläset, ruhn,

„Und krächzest nicht mit leisem Mur-
meln

„Und rauher Stimme, wer mag wissen,
was

„Für wicht'ge Albernheiten in den Bart,

„Bläfst nicht die Backen bis zum Platzen
auf, du

„Sprichst schlicht' und allgemeine Rö-
mersprache,

„Und weist den Stachel fein hinein zu
legen.

„Ohn' Aufwand großen Pompes stra-
fest du

„Das bleiche Laster, und verwundest
tief

„In freyem Scherze das Verbrechen.

Daher nimm

„Den Stoff zum Singen, und laß den
Mycenern

„Nebst Kopf und Füßen ihr Gericht.

Dafür

„Belausche du des Volkes Mittags-
mähler.“ —

Nein warlich! Das ist mein Bestreben
nicht,

Dafs mein Gedicht von einem leeren
Schwall

Von Possen aufgeschwellet werden
möge,

Um leichtem Rauche ein Gewicht zu
geben.

Wir reden im Vertrauen. Dir, mein
Theurer!

Reich' ich, da die Camöne mich dazu
Ermahnt, mein ganzes Herz zur Prü-
fung hin.

Und welch' ein großer Theil von meiner
Seele

Dir, mein Cornutus! zugehöre, das
Möcht' ich dir gerne jetzt beweisen.

Klopf' an, der du vom Firnis glatter
Worte nicht

Getäuscht, den ächten Klang gut unter-
scheidest!

Ja, dazu möcht' ich kühnlich hundert
Stimmen

Mir wohl erbitten, um getreu und rein,
Wie ich es fühle, dir heraus zu sagen,
Wie tief ich dich im Innern meines Her-
zens

Fest eingeschlossen halte; um mit
Worten

So ganz es dir zu offenbaren,

Was unaussprechlich der geheimste Nerve
Des Herzens hier verbirgt.

Als ich zuerst
Noch scheu und blöde jene Purpurtoge,
Die meine Unschuld schützte, von mir
warf,

Als meinen Kinderschmuck zum Weih-
geschenke

Ich den geschürzten Laren angehängt,
Da schmeichelnde Gefährten um mich
her

Und meine weiße Toga mir das Recht
verliehn,

In der Suburrenstrasse frank und frey
Die Augen hin und her zu werfen, da,
Wo sich der Scheideweg des Lebens
zeigt,

Wo Unerfahrenheit das ungewisse Herz
Auf Nebenwege allzu oft verführet,

Da unterwarf ich deiner Leitung mich:

Da nahmest du mein zartes Jugendalter

An deinen Busen ächt sokratisch auf.

Dann suchte die mir vorgehaltne Rich-
tungsschnur,

E

Die uns bey eigner Prüfung oftmals
täuscht,

Die Krümmen des Charakters auszu-
glätten.

Nach hartem Kampfe ward durch die
Vernunft

Das ungestüme Herz gebändigt, und ge-
wann

Durch dich Charakter, wie die Kunst
verlangt.

Mit dir, noch wohl erinnr' ich mich
der Zeit,

Verbracht' ich manchen schönen langen
Tag!

Beym Mittagsmahl' an deiner Seite

Entfloh mir manche frühe Abendstunde!

Gemeinschaftlich entwarfen wir dann
Beyde

Zur Arbeit und Erholung einen Plan,

Und an der sittsam frohen Abendtafel

Verscheuchten wir den Ernst von uns'rer
Stirne.

Nein, zweifle nicht, es knüpfte Beyder
Tage

Ein festes Band, es lenkt uns Beyde *ein*
Gestirn.

Ob die der Wahrheit ewig treue Parze,
Auf gleicher Wage unsre Lebenstage wog;
Ob unter dem Gestirn der Zwillingss-
brüder

Uns, Freunden, ein harmonisches Ge-
schick

Die erste Lebensstunde zugetheilet hat,
Und wir den Einfluß jenes feindlichen
Saturns

Durch unsern Jupiter entkräfteten? —
Ich weiß es nicht, welch ein Gestirn
es ist,

(Doch sicher ist es irgend ein Gestirn)
Das meine Seele nach der deinen stimmt.
Gar mannichfaltig ist der Menschen Art,
Und ihr Gewerb' ein scheckiges Gemisch;
Ein Jeder hat so seinen Kopf für sich,
Und ihre Wünsche stimmen niemals
überein.

In Osten tauscht Dieser für Italiens
Producte bleichen Kümmel und gedörr-
ten Pfeffer;

Dem ist nicht wohler, als wenn er be-
rauscht,

Mit angefülltem Magen dunsen kann;

Den treibt sein Hang aufs Marsfeld; Die-
sen macht

Das Würfelspiel bankrutt; und jener ist
In Wollust ganz ersoffen. — Aber wenn
Mit seinen Knoten einst das Chiragra,
So wie den morschen Zweig der alten
Buche,

Die Glieder ihnen lähmt, dann seuf-
zen sie,

Dafs wie im Nebel ihre Lebenstage,
Und in dem Sumpf der Laster ihre Zeit
verstrich;

Nur allzu spät durchseufzen sie alsdenn,
Was ihnen noch vom Leben übrig ist.

Doch du, Cornutus! kennst kein
grölseres

Vergnügen, als bis in die Nacht hinein
Dich über deinen Büchern bleich zu
sitzen.

Du bist ein Pflanze edler Jugend, der
Cleanthes Frucht in ihre Seele säet.

Von ihm, ihr Jünglinge! Von ihm, ihr
Greise! lernt

Ein festes, sichres Ziel für euer Herz,
Und Zehrung für das dürft'ge Alter
kennen! —

„Das kann ja morgen noch geschehn!“ —
Ja wohl

Wird's morgen eben so noch gehn! —
„Wie?

„Was ist's nun mehr? Du wirst doch eine
Frist

„Von einem Tage mir gestatten?“ —
Aber geht

Die nächste Sonne auf, so ist nun
auch

Was gestern *Morgen* hieß, verlebt, und
sieh!

Dies *Morgen* bringt um so viel Jahr,
dich,

Und wird doch niemals dir erscheinen.
Denn

Umsonst strebst du das dir so nahe Rad,
Wenn es mit dir an einem Wagen läuft,
Im Laufe zu erhaschen, wenn du selbst,

Als Hinterrad um eine zweyte Axe
Dich an dem Wagen drehest.

Freyheit ist
Uns nöthig! Eine solche freylich nicht,
Kraft der der erste, beste Publius
Aus dem Velinschen Viertel, so wie er
Nur ausgedienet hat, verdorbnes Mehl
Auf seinen Bürgerschein bekommt. Wie
arm

An richtigen Begriffen sind doch die,
Nach deren Wahn ein einz'ger Stofs im
Kreise

Zum freyen Bürger stracks den Sklaven
macht! —

Da seht den Dama! Er ist Stallknecht,
nicht

Drey Heller werth, ein wahrer Tauge-
nichts

Mit triefen Augen, der um jeden Bettel
euch

Zum Schurken wird; jetzt hat sein Herr
im Kreise ihn

Herumgedreht und augenblicklich sehn
Wir einen *Marcus* Dama gehn. —

„Der Geyer!

„Wenn *Marcus* bürgen will, trägst du
Bedenken,

„Mir Geld zu leihen? — Was befürch-
test du,

„Da *Marcus* in der Sache Richter
ist? —

„Er, *Marcus* hat es mir gesagt, es hat

„Ja seine Richtigkeit. — Besiegle du,

„Als Zeuge, *Marcus!* dieses Docu-
ment! —

„Das ist die ächte Freyheit, diese kann

„Der Freyheitshut uns geben! Oder ist

„Ein freyer Mann ein Anderer, als, der

„Nach seiner Willkühr leben darf? Nun
aber darf

„Ich leben, wie ich will: bin ich also

„Nicht freyer noch, als Brutus?“

Falsch geschlossen! ruft

Ein Stoiker hier aus, der sich das Ohr

Mit scharfem Essig ausgewaschen hat.

Ich gebe übrigens den Schluß dir zu,

Nur dein „ich darf“ — und „wie ich
will“ das nimm zurück.

„Und warum soll ich's nach dem Frey-
heitshiebe,
„Wo ich, nunmehr mein eigner Herr,
vom Prätor ging,
„Nicht sagen? Ich darf alles, was ich
will,
„Nur ausgenommen, was Masurius
„In den Gesetzbüchern mir verboten
hat.“

So wisse denn — doch laß zuvor den
Zorn,
Und alles grinsende Gespötte, ehe ich
Die Großmamma aus deinem Herzen
reisse!

Des Prätors Sache ist es nicht, den Thoren
Die Wissenschaften der feinern Lebens-
pflichten

Zu schenken, oder sie die Kunst zu lehren,
Des Lebens schnelle Tage zu benutzen:
Viel eher brächte man Geschicklichkeit
Zum Harfenspielen einem plumpen Pack-
knecht bey.

Dagegen streitet die Vernunft und flü-
stert dir

Geheim in's Ohr: es sey uns nicht er-
laubt,

Zu thun, was wir verkehrt nur machen
würden.

Auch das Gesetzbuch der Natur und aller
Völker

Hat ein Gesetz, in dem es also heisst:

Worzu der Mensch zu schwach sich fühlt,
und was

Er nicht versteht, das laß er ungethan!

Willst du aus Nieswurz einen Trank be-
reiten,

Wenn du es nicht verstehst auf welchem
Puncte

Das Zünglein deiner Wage ruhen muß?

Das untersaget die Natur der Heilkunst. —
Oder

Es käm' ein Ackersmann mit mächt'gen
Stiefeln,

Der auf den Abendstern sich schlecht
versteht,

Und wollte, daß man ihm ein Schiff ver-
traue:

Wie würde Melicerta seufzen, daß

Wir allen Ernst aus unsrem Thun ver-
scheuchten!

Hat auf geraden Füßen durch die
Welt zu gehen

Die Weisheit dich gelehret? Und verste-
hest du

Den Schein von Wahrheit abzuson-
dern, so,

Dafs wenn mit Gold das Kupfer überzo-
gen ist,

Dir der Betrug sogleich entgegentönt?

Hast du, was du zu thun und zu vermei-
den hast,

Mit Kreide Jenes dir zuvor, und dann

Mit Kohle Dieses angestrichen? Bist

Genügsam du in deinen Wünschen?

Auch

In dürftger Hütte? Deinen Freunden
hold?

Vermagst du es, so wie es nöthig ist,

Jetzt den Getraidespeicher zu verriegeln,

Und dann ihn wiederum zu öffnen? Könn-
test du

Wohl über eine goldne Münze, die

Im Kothe liegt, hinüber schreiten, ohne
daß

Vor Habbegierde dir der Mund voll
Wasser läuft?

„Ja, ja! Das kann ich. Alles dieses
steht

„In meiner Macht.“

Verhält sich's wirklich so
Mit dir? Nun so erklär' ich dich mit Gunst
Des Jupiters und aller Welt Prätores,
Für einen freyen und für einen weisen
Mann.

Doch hast du, der du noch vor kurzer Zeit
Von unsrem Schrot' und Korne warst,
den alten Balg

Noch immer beybehalten, bist du zwar
Von außen glatt, hast aber immer noch
In der verderbten Brust den argen Schalk,
So nehme ich zurück, was Alles ich
Vorhin dir zugestand, und streife dir
Den Sklavenstrick auf's neue über deine
Hand.

Sieh! die Vernunft hat nichts an dir
gethan;

Bewege einen Finger, und du fehlst,
Und giebt es wohl was noch geringeres?
Allein mit allem Weihrauch in der Welt
Wirst du es von den Göttern nie er-
halten,

Dafs auch ein kleines Quentchen Tu-
gend nur

An einem Thoren hängen bleibe: nie
Verträgt sich das zusammen; g'rade so,
als wenn

Du übrigens ein Bauer wärest und solltest
Aus einem pantomimischen Ballet

Des Bathyllus auch nur drey Tacte tanzen.

„Kurzum, ich bin ein freyer Mann!“

Woraus

Willst du das schliessen, du, der du ein
Sklav

Von so viel tausend Dingen bist, die
dich

Beherrschen? Oder kennst du weiter kei-
nen Herrn,

Als den, von welchem dich des Prätors
Stab

Mit einem Freyheitshieb' erlösen kann?

Ja freylich, wenn man herrisch dir be-
fiehlt:

„Geh, Bursche, trage diese Bürste mir
„Nach dem Crispin'schen Bade! — Be-
sinnst

„Du dich noch lange, Taugenichts?“ —
so treibt

Kein strenger Sklavendienst, und nichts
von Alle dem,

Was dir von aussen in die Seele dringt,
Um einen Schritt dich von der Stelle.

Doch wenn in dir, in deinem siechen
Herzen

Jetzt deine strengen Herrscher sich er-
heben,

Bist du dann weniger bestraft, als der,
Den Sklavenfurcht und Peitsche zu der
Bürste treibt? —

In träger Ruhe schnarchest du des Mor-
gens noch:

„Auf! Auf!“ ruft dir die Habsucht zu,
„steh auf!“

Du weigerst dich; sie setzt dir schär-
fer zu,

„Heraus!“ ruft sie. — *Ich kann nicht!* —

„O! so stehe auf!“ —

Was soll ich aber auf? — „Das fragst
du noch?

„Geh, hol' aus Pontus Speisefische, Bi-
bergeil

„Und Werg, und Specerey, und Eben-
holz,

„Und milden Wein aus Cos! Geh, sey
der Erste, der

„Vom durstenden Kameele frischen Pfef-
fer ladet!

„Mach' eine Speculation, und schwöre

„Ein Eidchen!“ — *Aber das hört Jupi-
ter! Und dann,*

Ach! — „Dummkopf! willst du den zum
Freunde haben,

„So laß dir gnügen all' dein Lebelang,

„Wenn in das Salzfaß, das du mehr als
einmahl schon

„Mit deinen Fingern ausgekostet hast,

„Du deinen Bissen bohren kannst!“

Jetzt machest du

Dich reisefertig, packest Mantelsack

Und Flaschenfutter deinen Sklaven auf.
Dann geht's geschwind zu Schiffe; nichts
hält dich zurück,

Auf deinem grossen Balken das Ägeer
Meer

Schnell zu erreichen, als dafs noch zuvor
Die Weichlichkeit mit diesen Worten
dich

Gar schlau bey Seite zieht: „Verblen-
deter!

„Worauf verfällst du noch zuletzt? Wo
willst du hin?

„Was hast du vor? Gewifs ist in der hitz'-
gen Brust

„Einmahl die heldenmüth'ge Galle auf-
geschwollen,

„Dafs keine Flasche Schierling diese
Flamme löscht.

„Auf's Meer willst du? Willst bey der
Ruderbank

„Auf's Tauwerk hingestreckt, dein A-
bendmahl

„Verzehren? Und im breiten Schiffspo-
kale soll

„Vejenter Bleicher, den das dumpfe
Pech verdarb,

„Dir seinen Dunst entgegen hauchen?

„Was ist dein Zweck? Dafs deine Gel-
der, die du hier

„Mit mäfs'gen fünf Procenten nährtest,

„Dir elfe nun erschwitzen sollen?

„So lafs dir lieber gütlich seyn, und
pflege

„Dich! Pflücke noch des Lebens süsse
Freuden!

„Nur, was du lebst, ist dein: bald bist
du Staub,

„Ein Schatten und ein Märchen. Lebe
eingedenk

„Des Todes, deine Stunde eilt; was ich

„Jetzt rede, das ist schon von ihr da-
hin!“

Was nun zu thun? Zwey Angelhaken zie-
hen dich,

Der eine hier, der andre dorten hin.

Willst du nun diesem, oder jenem folgen?

Sieh! wechselsweise mufst du deinen Her-
ren, bald

Dem Einen, bald dem Andern unterthänig seyn!

In beyden Fällen wirst du irre gehn;

Und widerstehst du auch einmahl dem
Einen,

Und weigerst dich, dem drohenden Tyrannen

Gehorsam zu beweisen: rühme dich noch
nicht,

Du habest deine Fesseln nun zerbrochen,
Denn auch der Hund, der sich an seiner
Kette sträubt,

Zersprengt vielleicht einmahl ein Glied
und flieht,

Doch im Entfliehen schleppt er einen
großen Theil

Der Kett' an seinem Halse hinterher.

„Ja Davus! Das kannst du mir sicher
glauben,

„In allem Ernste denk' ich jetzt darauf,

„Sobald, als möglich, mein bisher'ges
Leiden

„Zu enden.“ (So spricht dort Chaere-
stratus,

Indem er sich die Nägel blutig kaut.)

„Was soll den eingezogenen Verwand-
ten

„Ich länger eine Schand', ein Dorn im
Auge seyn?

„Soll ich zum Nachtheil meines guten
Rufs

„Mein väterlich Vermögen an der
Schwelle

„Verdächt'ger Häuser scheitern sehen,
wenn

„Ich trunken, und mit ausgelöschter
Fackel

„An Chrysis reich gesalbter Thüre sin-
ge?“

*Ah bravo! junger Herr, so werd' ein-
mahl*

*Vernünftig! geh und opfere ein Lamm
Den Göttern, die dir diesen Zauber
lösten!*

„Doch meynst du, Davus, wird sie sich
nicht grämen,

„Wenn sie sich nun von mir verlassen
sieht?“

*Sich grämen? Possen! — Armer, junger
Herr!*

*Den Text wird sie dir lesen mit dem
rothen*

*Pantoffel, dass die Lust dir schon ver-
gehen wird,*

*Je wieder wankelmüthig dich zu zeigen,
Und ihre dichten Netze zu zerreißen.*

*Jetzt freylich bist du wild und ungestüm,
Doch wenn sie dich nun wieder zu sich
bitten läßt,*

*Sogleich wird's heißen: „was ist nun zu
thun?“*

*„Soll ich auch jetzt, da sie mich rufen
läßt,*

*„Und selbst zuerst mich um Verzeihung
bittet,*

*„Soll ich nun noch nicht zu ihr gehn?“ —
Wofern du ganz,*

*Und ohne einen Theil von dir zurück
Zu lassen, von ihr gingest, so wirst du
Auch jetzt nicht gehen.*

*Hier, hier findet sich
Der, den wir finden wollten, aber nicht*

Dort unter jener Ruthe, welche, ungeschickt

Zu dem Behuf, der Lictor schwingt!

Ist Der

Ein freyer Mann, den keuchend an der Hand

Der Ehrgeiz mit der kreideweissen Toge
Mit sich herumführt? — Steh am frühen
Morgen auf,

Und schütte Erbsen unter die Partheyen
Des Pöbels, der sich um die Wahlen
zankt,

Damit einst unsrer Florenfeste spät
Der Greis, sich an der Sonne pflegend,
noch gedenkt.

Was kann wohl ruhm- und ehrenvoller
seyn?

Doch wenn Herodes Fest erscheint,
wenn man mit Öhl
Die Fenster tränkt, und Lampen, schön
gereiht

Und mit Violenkranzen ausgeschmückt,
Den fetten Öhldampf von sich hauchen;
wenn

Ein Thunfischschwanz, in seiner Brühe
schwimmend,
Die rothbemahlte Schüssel weit um-
armt,
Und Wein in glänzend weißer Flasche
schäumt:
Alsdenn bewegst du schweigend deine
Lippen,
Und feyerst dich am Sabbath der Be-
schnittnen bleich.
Du fürchtest schwarze Nachtgespenster
und Gefahr
Von eingeknickten Eyern. Es gelingt
Den großen dicken Corybanten, und
Der blinden Priesterin, mit ihrem Klap-
perstabe
Dir Furcht vor ihren Göttern einzutrom-
meln,
Dafs sie den Leib dir schwellen lassen,
wenn
Du nicht nach Vorschrift dich bequimest,
früh
Drey Knoblauchköpfe nüchtern zu ver-
schlucken.

Erzähl einmahl das, was ich hier ge-
sagt,

Vierschrötigen Centurionen: gleich
Erhebt der riesenmäfsige Vulfen
Ein schreckliches Gelächter, und versi-
chert dich,
Er mög' auf hundert Philosophen Grie-
chenlands
Nicht hundert leichte Dreyer bieten.

Sechste Satyre.

Hat dich bereits an den Sabin'schen
Heerd

Der Herbst, geliebter Bassus! hinge-
scheuchet?

Lebst du nunmehr für deine Leyer wie-
der, und

Mit ernstem Griffel für dein Saitenspiel?
Ein wundervoller Meister schöner Har-
monien,

Wenn du der Urwelt Sagen, und ein
männlich Lied

Auf röm'scher Lyra tönen lässest; wenn
Die jugendliche Freude durch dein Sai-
tenspiel

Jetzt rauschet, und dein edler Sinn dabey

Den wackern Greis ergötzet! — Mich
erwärmen jetzt

Die lauern Lüfte an Liguriens
Gestade, und mein vaterländ'sches Meer
Beginnt zu stürmen, da, wo Felsenklip-
pen

Die hohe Küste bilden, und wo sich
Das Ufer in ein langes Thal verliehrt.

„Ja, Bürger! Lunens Hafen zu besehn

„Verlohnt sich schon der Mühe!“ —
spricht das eine Herz

Des Ennius, nachdem er ausgeträumt,
Wie er auf gut pythagoreisch stracks
Aus einem Pfau ein Ennius Homerus
Geworden sey. — Hier leb' ich also, um
Den Pöbel unbekümmert; unbekümmert,

was

Der Südwind, der den Heerden Unglück
bringt,

Bereiten werde; und bekümmre mich
Auch darum nicht, wenn fetter als das
meine

Das Feld des Nachbarn ist, und wenn
die Pöbelbrut

Sich sammt und sonders Schätze sammeln sollte.

Ich mag darum zum krummen Greise mich
Nicht kümmern, oder darum ungewürzt
mein Mahl

Verzehren, und an halbverdorbnen Flaschen

Das Siegel mit der Nasenspitze untersuchen.

Mag doch ein Andrer anders denken!
Auch

Dasselbe Horoskop zeugt Zwillingssöhne,
die

Von ganz verschiedener Gemüthsart sind;
Nur einzig an Geburtstagsfesten netzt
Der Eine mit Sardellenlake, die er sich
Im Gläschen von dem Krämer holen
läßt,

Den trocknen Kohl; mit eignen Händen
träufelt er

Den theuren Pfeffer auf die Schüssel;
und

Der Andre zehrt mit gutem Zahn, als
Jüngling noch,

Großmüthig groſſe Schätze auf. — Für
meinen Theil

Ich will genießen, ja genießen will ich,
doch

Mag ich defswegen nicht ein stattlich
Mahl

Von Butten meinen Freygelassenen
Auftischen lassen, noch mit Kunstge-
schmack

Die feine Leckerey der Drosseln proben.

Von deiner eignen Erndte zehre, bis
Die nächste Erndte kommt, und mahle
(so ist's recht!)

Den ganzen Vorrath deiner Böden auf.
Was willst du fürchten? Egge nur, und
schon

Grünt eine zweyte Erndte dir hervor.

Doch jetzt ruft dich die Pflicht. Sieh
dort! Dein Freund

Litt Schiffbruch; — arm und hülflos
klimmet er

Jetzt an den Felsenklippen Bruttiens.

Sein Hab' und Gut, und alle die Gelüb-
de, die

Kein Gott erhört, verschlang das Ioner
Meer;

Er selbst liegt an dem Ufer, und zugleich
Vom Hintertheil des Schiffes los gerissen
Die großen Götter; und zertrümmert
schwimmt

Des Bootes Seitenwand den Tauchern
zu. —

Nun mußt du selbst von deinem frischen
Wiesengrund

Und Boden einen Theil veräussern, um
Dem armen Freund' etwas zu spenden,
damit er

Nicht mahlen sich zu lassen, und mit
diesem See-

Stück in der Welt umherzuziehen nö-
thig hat.

„Allein dann wird einst um dein Lei-
chenmahl

„Dein Erbe wenig sich bekümmern, und

„Sich ärgern, daß du ihm das Seinige

„Verschleudert habest; ungesalbt legt er

„Wohl gar dann in die Urne dein Ge-
bein,

„Und nimmt sich vor, nichts drum zu
wissen,

„Dafs sich die Salben längst verrochen,
und

„Mit Kirschbaumharz die Cassia verfälschet sey.

„Darfst du da noch bey deinem Leben

„Das Deinige verringern? — Aber Bestius

„Hat Recht, wenn er die griechischen
Lehrer schillt!

„So geht's, meynt er; seitdem dafs über's
Meer

„Zugleich mit Pfeffer und mit Datteln

„Uns unsre Weisheit zugeführet wird,

„Fängt selbst der Schnitter an, mit fettem Öhl

„Sich seinen Mehlbrey zu verderben!“

Wie?

Kannst du jenseit des Grabes dies Gewäsch
Noch fürchten? — Komm, wer du auch
seyn wirst, du,

Mein künft'ger Erb' ein wenig auf die
Seite, fern

Vom groſſen Haufen, höre, was ich dir
Allein zu ſagen habe. Lieber Freund!
Weiſt du's noch nicht? Der Kayſer hat
ja jetzt

Uns einen Lorbeer überſendet, wegen
Der ungeheuren Niederlage, die
Er jüngſt dem teutſchen Heere beyge-
bracht.

Von den Altären kehret man bereits
Die kalten Reſte ausgeglimmter Aſche ab.
Schon hat dem Feinde abgenommne
Waffen,

Um an die Tempelpforten ſie zu hängen,
Geſtickte Kleider der gefangnen Kö-
nige,

Und ſchmuzige Gewänder für die Kriegs-
Gefangenen, Bagagewagen,
Und rieſenmäſſige Rheinbewohner
Caesonia verdingt. Ich bin daher ent-
ſchloſſen,

Den Göttern und dem Genius des Hel-
den

Zu Ehren hundert Paar Gefangene
Mit im Triumphe aufzuführen.

Wer will mir's wehren? Untersteh du
dir's!

Ich rathe dir, ein Auge zuzudrücken;
sonst

Vermach ich eine Spende an das Volk
Von Öhl und Brod und Fleisch. Willst
du es wohl

Verhindern? Sag es grade nur heraus! —
„Nun gut!“ sagst du, „so tret' ich lieber nicht

„Die Erbschaft an.“ — Noch hab' ich
in der Näh'

Ein klar gepflügte Ackerfeld. Wohlan!
Ist keine von des Vaters Schwestern,
keine

Von meines Vaters Bruder Töchtern,
und

Von meines Oheims Enkel Töchtern
übrig?

Blieb meine mütterliche Tante unfrucht-
bar

In ihrer Ehe? Ist großmütterlicher Seits
Nichts mehr am Leben? Nun so geh' ich
nach

Bovillae und nach Clivus Virbi hin:
Dort ist gewiß ein Manius gleich bey der
Hand,

Und wird mein Erb'. — „Ein unbekann-
ter Erdensohn

„Dein Erbe?“ — Nun so frage mich
einmahl,

Wer in der vierten Generation
Mein Ahne war? Nun das kann ich zur
Noth,

Wenn auch nicht auf der Stelle, dir noch
sagen.

Setz aber Einen noch hinzu, und dann
Noch Einen, und schon der ist so ein
Erdensohn.

Und allenfalls bring ich von Manius
In Rücksicht der Verwandschaft noch
heraus,

Daß von großmütterlicher Seite er
Mein Oheim ist. — Du, der du näher
noch

Am Ziele bist, was forderst du von mir,
Noch während, daß im Laufen ich be-
griffen bin,

Die Fackel? Wie Mercur komm' ich zu dir,
Gerade so, wie man ihn mahlt: schlägst
du das aus?

Nimmst du mit dem, was ich dir lasse,
nicht vorlieb?

„Es fehlt' was an der Summe.“ Das hab
ich mir

Davon genommen. Doch das Ganze ist
ja dein,

Es mag so viel seyn, als es will. Doch
hüte dich,

Und frage nicht, wo das, was Taedius
Mir einst vermachte, hingekommen sey?
Auch wärme mir die väterlichen Sprüche
Nicht wieder auf: „Die Zinsen müssen
hübsch

„Zum Capital geschlagen werden;

„Von den Int'ressen muß man suchen

„Den Aufwand seiner Wirthschaft zu be-
streiten.“ —

„Doch was bleibt denn noch übrig?“ —

Was noch übrig bleibt?

He! Bursche! Nun, nun mache meinen
Kohl

Recht übertrieben fett! — Wie? Soll
etwa

Ich Nesselkraut und einen halben Schwei-
nekopf

Mit aufgeschlitzten Ohren, dürr geräu-
chert,

Zur Festtagsmahlzeit mir bereiten lassen,

Damit dein lüderlicher Enkel einst

Mit Gänselebern seinen Hunger stille, und

Wenn er der feilen Metzen überdrüssig
ist,

Mit Damen von patricischem Geschlecht

Der Wollust pflege? — Wie? Mir sollte

nur

Ein Spinngewebe von Figur verbleiben,

Indessen ihm sein Opferpriesterbauch

Von Fette schwappte?

Nun, verkauf um Geld

Dein Leben, treibe Handel, weit und

breit

Durchsuche jeden Erdenwinkel; mache,

dafs

Kein Andrer auf der strengen Sklaven-

bühne

G

So gut, als du die Kunst verstehen möge,
Die wohlbeleibten Cappadocier
Dem Käufer klatschend anzupreisen!
Verdopple dein Vermögen!

„Lieber Freund!
„Das hab' ich schon gethan. Bereits
ist es
„Schon dreyfach, vierfach, ja wohl zehnfach schon
„In meinen Beutel mir zurück gekehrt.
„Bezeichne mir, wo ich soll stille stehn,
„Und dann, Chrysippus! fandest du an
mir den Mann,
„Der deinen Kettenschluß zu Ende
bringt!“

Erläuternde

A n m e r k u n g e n.

P r o l o g.

Dieser Prolog, an dessen Ächtheit der ganze Ton kaum zweifeln läßt, vertritt die Stelle einer Dedication. Der Dichter erscheint mit gebührender Bescheidenheit, aber ohne, daß ihn sein satyrischer Humor verläßt, wie wir sagen würden, vor dem Publicum, oder nach alter Manier, in dem Heiligthume der Schutzgötter der Dichtkunst, welches sich der Dichter wahrscheinlich unter der großen kaiserlichen Nationalbibliothek im Tempel Apollo's auf dem Palatinischen Berge gedacht hat, wo man seit Augustus Zeiten die Werke der Nationalschriftsteller nebst ihren Bildnissen aufstellte. — Nach der Art gutherziger Geber, denen es leid thut, nicht etwas Besseres geben zu können, sucht er sich gegen zu große Erwartungen, die man von seinen Gedichten sich machen könnte, zu verwahren. Nicht hohe, dichterische Begeisterung, deren die übrigen Herren sich rühmen könnten, sey ihm zu Theil geworden: er sey mehr nicht,

als ein halber Laye, der auf den Nahmen eines Dichters kaum Ansprüche machen dürfe. Aber, was ihm die Musen nicht, wie jenen Herren, im Schlafe, oder mittelst eines Trankes aus dem Klepperborne beygebracht hätten, das habe ein andrer, nicht weniger berühmter Meister der schönen Künste, — der Hunger ihn gelehrt, der von seiner Geschicklichkeit, der Natur zum Trotz Begeisterung mitzutheilen, an Papageyen, so wie an Elstern und Raben hinlängliche Proben abgelegt habe.

Am Klepperborn. Es ist Persiflage, wenn Persius hier den hochgerühmten Musenquell, die Hippokrene, welche bekanntlich aus dem Hufschlage des Dichterrosses, des weyland muthigen Pegasus, auf dem Parnass entsprang, nicht, wie wir sagen würden, eine Rossquelle, sondern mit einem weniger edeln Ausdrücke nur einen Klepperborn nennt. Aber Alter und zu häufige Strapazen mußten ja wohl dieses sonst so muthige Ross so weit herunter gebracht haben, daß es weiter keine Ungerechtigkeit zu seyn schien, wenn man es nicht mehr ein Ross (*equum*), sondern nur einen Gaul, einen Klepper (*caballum*) nannte. Bekanntlich brauchen die Lateiner das Wort *caballus* von einem weniger edeln Pferde, z. B.

Thrax erit aut olitoris aget mercede caballum.

Horat.

Auf dem zweygewipfelten Parnassus. Wer in einem Tempel oder sonst an heiliger Stätte schlief, den besuchte die Gottheit des Ortes im Traume. So ertheilte Aesculapius medicinischen Rath, andre Götter Orakelsprüche und Apollo auf dem Parnassus dichterische Begeisterung. Hesiodus und Ennius rühmten sich, Letzteres an sich erprobt zu haben. Unserm Dichter war das, wie er gesteht, nicht zu Theil geworden, was fast jeder Dichter seiner Zeit von sich zu rühmen wufste. — Übrigens hatte der Parnassus zwey Gipfel oder Spitzen, deren eine der Wohnsitz des Apollo und der Musen, die andre aber dem Bacchus heilig war.

Mons ibi verticibus petit ardaus astra duobus,

Nomine Parnassus

Ovid.

Helikoniaden. Bewohnerinnen des Helikons, die Musen. Auch diese überläßt Persius denjenigen, die sie so oft anrufen und ihres Beystandes so gewiß versichert zu seyn glauben. Er mag sich nicht ein so vornehmes Air geben, wie die, denen die Musen immer zu Gebote stehen, und die sie bey allen Gelegenheiten anrufen.

Die bleiche Pirene. Pirene war ein Quell, der auf der Burg bey Corinth entsprang, und ohne einen sichtbaren Abfluß sich in dem Felsen wieder verlor, auf welchem er zum Vorschein gekommen war. Von seiner Entstehung

hat man eine doppelte Erzählung. Nach der einen entstand er eben so, wie die Hippokrene aus dem Hufschlage des Pegasus, den Bellerophon hier fand; und daher schrieben ihm einige, sonderlich römische Dichter eben die Wirkungen zu, wie jenem. Nach Andern war Pirene die Tochter des Flussgottes Achelous, mit der Neptun einen Sohn, Canchrias, erzeugte. Diana hatte wider ihren Willen ihn auf der Jagd getödet, und die Mutter, welche sich darüber ganz bleich härmte, wurde von ihr in die Quelle verwandelt, die nun ihren Namen trägt und von ihren Thränen sich nährt. Bleich nennt sie der Dichter in Rücksicht des Schmerzes, welchen sie in den Tagen ihrer Menschheit empfand. — Pirene, als Musenquell, kommt bey griechischen, und auch bey römischen Dichtern des bessern Zeitalters nicht vor. Vielleicht, daß Persius diese zu seiner Zeit gewöhnliche Bedeutung von Pirene, im Vorbeygehn als einen Verstofs gegen die dichterische Kunstsprache rügen will.

Den Herren dort. Er meynt die Dichter, welche der falsche Geschmack des Zeitalters deßwegen für grofse Dichter erklärte, weil in ihren Gedichten viel von Helikoniaden, von der bleichen Pirene, von Hippokrene und vom Parnassus vorkam, wovon unten in der ersten Satyre einige Proben vorkommen.

Um deren Büsten. In den Bibliotheken

pfl egte man die Statuen und Büsten der berühmtesten Gelehrten aufzustellen, und mit Epheu ihre Stirne zu bekränzen. Auf diese Sitte bezieht sich z. B. die Stelle

Qui facis in parva sublimia carmina cella,

Ut dignus venias hederis et imagine maera.

Juvenal. *Sat. VII v. 28. 59.*

Nach dem Zeugnisse des Plinius (*H. N. lib. VII, c. 30* und *lib. XXXV, c. 2.*) war Asinius Pollio der Erste, der in Rom eine öffentliche Bibliothek anlegte und die Bildnisse derer, „*quorum immortales animae in iisdem locis loquuntur*“ daselbst aufstellte. Eine noch splendide Büchersammlung, die Palatinische, (auf dem Palatinischen Berge) legte Augustus im Jahre Roms 726 an, (Sueton. *in Augusto c. 29.*) wo wahrscheinlich derselbe Gebrauch beybehalten wurde. Zu Persius Zeiten unter einem Caligula und Nero mochte diese Ehre an manchen Unwürdigen verschwendet worden seyn. Wenn Caligula an die Spitze des *amplissimi senatus* sein Reitpferd stellte, wen mag ein solcher Mann unter die Zahl der Gelehrten aufgenommen haben? — Ein eben so ungeschickter Beurtheiler des literarischen Verdienstes war Nero, der überdies noch die Tollheit hatte, in Allem nicht nur Kenner, sondern auch Meister seyn zu wollen (Sueton. *in Nerone, c. 52*). Da war es freylich gut, daß

der Epheu so folgsam (*sequax*) war, und sich so willig um manchen Scheitel schlang, welcher nichts weniger, als diese Ehre verdiente.

Ein halber Laye. *Paganus* hieß der Bewohner eines *pagus*, eines Dorfes, Cantons, also überhaupt ein Landmann. Man brauchte diese Benennung, sonderlich unter den Kaysern, so wie sonst den Nahmen *Quirites*, im Gegensatze gegen die *Milites*, von denen, die nicht Kriegsdienste thaten. *Paganus* hieß also ein Jeder, der nicht Soldat war, ein Civilist. — Der Stand des Kriegers war noch aus den Zeiten der Republik der ehrenvollste; den Kaysern galt der Soldat vollends Alles. Kein Wunder, wenn daher andere Stände eine gewisse Annäherung an das Militär affectirten. Schon in der freyen Republik nannte man das Studium der Beredsamkeit und ihre Ausübung auf dem Forum und vor den Tribunalen eine *militiam forensem* oder *togatam*. Was sich so die Beredsamkeit anmaßte, das durften auch andre Wissenschaften thun. Waren nun die Gelehrten *Milites*, Quasi-Soldaten, so waren die, welche sich nicht mit den Wissenschaften abgaben, *Pagani*. Auch die Christen in spätern Zeiten verglichen sich aus diesen und andern Gründen, gern mit Soldaten, nannten sich Streiter Gottes, und die Nicht-Christen waren ihnen *Pagani*. Auch nannte man diejenigen so, welche nicht in Hofämtern standen. Hier nimmt es Per-

s i u s im Gegensatz von Dichtern, und nennt sich *Semipaganum*, einen halben Layen.

Warum aber ein halber Laye? Auch H o r a z protestirt als Satyriker gegen die Benennung eines Dichters, so lebhaft er auch übrigens seinen Dichterberuf fühlt. Warum es H o r a z that, sehe man bey W i e l a n d. Bey unserm Dichter ist es offenbar nicht bloß jugendliche Bescheidenheit, sondern vielmehr Persiflage derer, die allein sich Dichter dünkten, weil sie viel dichterischen Bombast vorbrachten. Wie konnte ein Persius, den keine Muse begeisterte, der von Allem dem nichts hatte, was damahls zum Dichter stempeln konnte, der nur gemeine Römersprache (*verba togae*) redete, wie konnte dieser neben Jenen mehr, als höchstens ein halber Dichter seyn? — Hierzu kommt noch, daß man wie zu H o r a z e n s, so auch noch zu P e r s i u s Zeiten gestritten zu haben scheint, ob man die Comödie, und ihre Schwester, die Satyre unter die Dichtungsarten rechnen sollte, oder nicht?

In's Heiligthum der Eingeweihten. So wie man überhaupt von den Producten jeder Kunst einige den Göttern weihte, so bringt P e r s i u s hier als Weihgeschenk sein Gedicht dem Apollo und den Musen. Wahrscheinlich dachte er sich aber, wie oben gesagt, unter dem Heiligthume der Eingeweihten die öffentliche Bibliothek in Apollo's Tempel auf dem Palatinischen Berge.

Bon Jour! Was für unsre feine Welt das Französische ist, war für die feine Welt in Rom das Griechische. Und so entspricht auch die gewöhnliche Grufsformel der spätern Römer, χαῖρε ganz unsrem *Bon Jour!*

Der Magen that's. Auf eine ähnliche Art giebt auch Horaz vor, was eigentlich nur manche Dichter seiner Zeitgenossen trifft, er sey durch Mangel zum Versemachen genöthigt worden:

. Paupertas impulit audax,

Vt versus facerem.

Epist. lib. II. 2. v. 51.

Erste Satyre.

Diese erste Satyre scheint nichts mehr und nichts weniger, als eine satyrische poetische Einleitung zum Ganzen zu seyn. Der Dichter kündigt den Inhalt seines Gedichtes und den Gegenstand desselben an, und erklärt, welche Art Leser er sich wünsche. Aber dabey findet er überall so viel Veranlassung, den Dichtern und Kritikern seiner Zeit die Geissel fühlen zu lassen, daß diese Einleitung ein satyrisches Gemählde zu seyn scheinen kann, in welchem er, wie immer, mit ernstem, oft rauhem Tone, in gedrängter und nachdrücklicher Kürze, den zugleich mit der Moralität gesunkenen poetischen Geschmack, und die Sucht der Dichter, den zweydeutigen Beyfall einer ungebildeten Menge theils durch Accomodation nach ihrem verdorbnen Geschmacke, theils durch andre unanständige Kunstgriffe, zu gewinnen, rügt,

In Rücksicht auf Einkleidung, fingirt der Dichter eine Versammlung von mehreren seiner Collegen, Dichtern und Kritikern, welchen er

nach der Sitte seines Zeitalters, sein Gedicht vor der Bekanntmachung vorlesen will. Von allen Seiten macht man ihm dagegen Einwendungen, man läßt's an gutem Rathe und Warnungen nicht fehlen. Persius vertheidigt sich, macht Gegen-erinnerungen, Bemerkungen u. s. w. so daß das Ganze dadurch das Ansehen eines Dialoges gewinnt.

O! welches Streben! . . ringet!
Gleich dieser Anfang des Gedichtes, zu dessen Anhörung Persius seine poetischen Freunde eingeladen hatte, läßt sie errathen, daß sie eine Satyre hören sollen. Und dies scheint ihnen schon Grund genug, die Bekanntmachung gleich bey Anhörung der ersten Zeile zu widerrathen, weil der Satyriker entweder keine Leser findet (v. 2) oder sich die Großen, welche freylich in einer Satyre nicht unerwähnt bleiben können, zu Feinden macht (v. 108). — Etwas gezwungen scheint eine andre Erklärung zu seyn, welche unter *curas hominum* die Bemühungen der Dichter, sich den Beyfall des Publikums zu verschaffen, verstanden haben will, und eine Verbindung mit dem zwölften Verse annimmt.

Polydamas und seine Trojerinnen. Eine Anspielung auf eine Stelle im Homer, wo Hector, auf welchen Achilles eindringt, sich

ermannt und Stand hält, weil er sich vor den Vorwürfen seines Freundes und Streitgenossen, Polydamas, so wie aller Trojaner und Trojanerinnen fürchtet. — Auch Cicero in seinen Briefen an Atticus spielt auf diese Stelle an („*Vereor non Pompeium modo, sed Troianos, et ne primus Polydamas me reprehendat.*“). Es scheint diese Stelle zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden zu seyn, die man gebrauchte, wenn man Etwas, was man sonst gern unterlassen hätte, bloß um des Urtheils des Publikums oder irgend eines wichtigen Mannes willen, that. — Warum, will also Persius sagen, soll es mir schimpflich seyn, wenn mich niemand liest? Etwa weil das Römische Publikum mir den Labeo vorziehen wird? — Dafs er dies unter dem Polydamas und seinen Trojerinnen versteht, erhellt aus dem folgenden Verse, in welchem er den Grund angiebt, wesswegen man das Urtheil dieses Publikums nicht viel zu achten habe. — Einige Ausleger verstehen unter dem Polydamas den Nero, wegen seiner grofsen Vorliebe für Alles, was trojanisch hiefs, und unter den Trojerinnen die Römischen Grofsen, welche eitel genug waren, ihre Ahnen unter den alten Trojanern zu suchen, und dabey so weibische Sitten hatten, dafs man sie, ohne ihrem Charakter Unrecht zu thun, für Weiber rechnen könnte. Beydes wäre wohl ziemlich hart, und der Text selbst enthält keinen Grund zu dieser

weit hergeholten Auslegung. Eher möchte es wohl noch gehen, wenn man unter den Trojerinnen die römischen Damen verstünde, indem deren Urtheil in Sachen des Geschmacks und der Dichtkunst, oft bedeutender war, als das der Männer. — Aber wahrscheinlich hat Persius an Alles das nicht gedacht, als er diese sprichwörtliche Redensart gebrauchte, und das, was Homer in zwey Versen gesagt hatte, in einen Vers abkürzte, und die Trojer wegließ, weil er diese unter Polydamas verstanden haben wollte.

Dem Labeo. Labeo war Verfasser einer wörtlichen, wahrscheinlich ziemlich steifen Übersetzung der Iliade, die weiter unten wieder vorkommt, und die ihrer Fehler ungeachtet ihre Bewunderer fand. — Dafs hier an jenen Tollhäusler Labeo, welchen Horaz (*Satyr. lib. I, sat. III, v. 82*) erwähnt, und noch weniger an den unter dem August so berühmten Rechtsgelehrten, Antistius Labeo, nicht zu denken sey, versteht sich von selbst.

Nie suche u. s. w. Richte dich nicht nach fremdem Urtheile, sondern folge nur deiner eigenen Einsicht, denn das Römische Publikum kann die Werke eines Dichters nicht beurtheilen, und maafst sich doch an, einen Jeden zu kritisiren.

Doch wer wehrt mir's dann u. s. w. Ihr haltet mir es gegenwärtig für übel, meynt

Persius, wenn mein Satyr eure Sitten straft; doch wie dann, wenn ich lange genug euren Thorheiten zugesehen habe, und mir nun das Alter ein doppeltes Recht giebt, als Sittenrichter aufzutreten? —

Nach Oheims Weisheit riecht. Einen strengen Sittenrichter stellte man oft, als Oheim auf, z. B.

. metuentes

Patruae verbera linguae.

HORAT. *Lib. III. od. XII, v. 2.*

So sagt auch Cicero (*pro Coel. c. 11:*) *objurgavit Coelum, ut quidam patruus, censor.*

Ich habe nun einmahl so eine Milz. Bekanntlich suchte man den Grund des Lachens, besonders des satyrischen in der Milz.

Wir schreiben All! Einer aus der Gesellschaft, oder der *Interlocutor* will ihn überreden, die Satyre fahren zu lassen, und lieber einen erhabnern Gegenstand der Dichtung, dem Geschmacke des Publicums gemäß, zu wählen, so wie es jeder rechtliche Mann von der Zukunft zu machen pflege. So, glaube ich, ist der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ziemlich natürlich. Der Dichter fällt ihm bey den Worten: „Ganz recht!“ in die Rede. Aber selbst in den letztern Worten, die er dem *Interlocutor* in den Mund legt, kann er den Ton der Persiflage nicht unterdrücken.

Ganz recht! Schriftsteller lasen ihre Werke in dem Zeitalter des Persius nicht mehr blofs guten Freunden vor, um ihre Kritik darüber zu vernehmen, sondern um sich bekannt zu machen und Beyfall einzusammeln, selbst auf offnem Markte, in Bädern und im Theater, so wie sich etwa bey uns Virtuosen hören lassen. Die Manier, wie dieß geschah, und den ganzen declamatorischen Apparat lernen wir aus dieser Stelle kennen. Übrigens finden wir auch, daß schon Horaz diese entehrende Sitte der Dichter rügt:

Nec recitem quidquam, nisi amicis, idque coactus,
Non ubivis, coramve quibus libet. In medio qui
Scripta foro recitent, sunt multi, quique lavantes.

Lib. I. sat. IV. v. 73 sqq.

So manchen grossen Titus. Titus war einer der gewöhnlichsten Zunahmen in allen römischen Familien. Nun war es gewöhnlich, daß die Sklaven bey ihrer Freylassung sich den Zunahmen ihres ehemaligen Herrn beylegten; natürlich mußte also auch der Name Titus unter dieser Volksklasse äusserst häufig und gewöhnlich werden. Der Dichter will also wahrscheinlich hiermit ausdrücken, daß das Publikum bey solchen poetischen Recitationen vorzüglich aus der Klasse der Freygelassnen bestehe.

Der wilde Feigenbaum. Diese Bäume sollen es vor andern in der Art haben, ihren Saamen in die Ritzen der Felsen zu streuen, wel-

cher dann, wenn er hervorkeimt, den Felsen sprengt. — So wenig man hier die Natur hindern kann, so wenig lasse sich der Begeisterung wehren, hervorzubrechen, wenn sie einmahl die Brust des Dichters erfüllt habe. — Auch in diesen Worten, welche Persius jenen Dichtern zu ihrer Vertheidigung in den Mund legt, liegt ein Vorwurf, welchen er ihnen macht. Denn wie sittenlos müssen sie nicht selbst seyn, wenn der Stoff zu den Gedichten, welche die Begierden so manches handfesten Titus kitzeln, sich so stark ihres Innern bemeistert hat, daß sie sein Überströmen nicht zurückhalten können?

Ha! sieh dein bleiches Angesicht!
u. s. w. Persius findet nichts Kräftigeres, dem Dichter seine Eitelkeit zu verweisen, als daß er ihn an sein Alter erinnert, ein Alter, in welchem man doch über den Zweck seines Lebens, seiner Thätigkeit und seines Wissens richtiger urtheilen sollte, als daß man seine höchste Belohnung in dem Beyfalle einer ungebildeten Menge fände, zumahl wenn man zu so niedrigen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen, anstatt auf das Herz, auf die Lenden der Zuhörer wirken und ihre Begierden reizen müßte.

Hyacinthenfarbnem Oberkleide.
Eine Sitte, welche die Römer wahrscheinlich, wie so manchen andern Luxus aus dem weichlichen Asien mitgebracht hatten, wollte, daß man bey

Tische die ohnedieß beschwerliche Toga ablegte, und dafür ein besonderes mehr oder weniger prächtiges Tafelkleid anzog, welches junge Elegans am liebsten von Hyacinthen Farbe wählten. Ein solches Kleid trägt hier der Declamator. Zum Behuf seines Vorhabens hat er es hinten auf den Schultern zusammengeschlagen, um eine freyere Declamation sowohl, als eine nicht weniger elegante Tunica sichtbar werden zu lassen.

Von Phyllis und von Hypsipilens Leiden. Die Dichterlinge, welche Persius schildert, wählen, wie es unter ihres Gleichen gewöhnlich ist, höchst tragische Gegenstände zu ihren Gesängen, welche mit einigen Phrasen und abgenutzten Wendungen aufgestützt, nun ihre Wirkung thun, und den Mangel der Dichter an poetischem Talente vor den Augen des Nichtkenners verbergen. — Phyllis war die Tochter eines Königs in Thracien, und Geliebte von Demophoon, Theseus Sohne, welchen der Sturm auf seiner Rückkehr von Troja dahin verschlagen hatte. Als er nachher in Athen, wohin ihn der Tod seines Bruders gerufen hatte, sich zu lange verweilte, ohne die Phyllis abzuholen, nahm sich diese aus Verzweiflung das Leben. — Hypsipile war Königin zu Lemnos und wurde nach Jasons Abreise von der Wuth ihrer Mitbürgerinnen verfolgt und mancherley Ungemach ausgesetzt.

Persius! u. s. w. Hier scheint ein Andre

aus der Gesellschaft das Wort zu nehmen. Bisher hatte es Persius mit einem Dichter zu thun, welcher öffentlich und bey den Gastmählern der Großen im Vorlesen ihrer Gedichte glücklich war; jetzt spricht er mit Einem, der sich von seinen Schmarozern Weihrauch streuen läßt. Jenen erinnert er an sein bleiches Angesicht, sein graues Haar, diesen an seinen wohlgenährten Bauch.

Des Cedernbaumes Öhl. Diefs bezieht sich auf den Kunstgriff der Alten, die Membranen, auf welchen ihre Werke niedergeschrieben waren, durch Cedernöhl vor den Motten zu bewahren.

Heringskrämer. Was bey uns die Heringe sind, waren damahls eine andre Art Seefische, die *scombrī*, Makrelen: eine Speise des gemeinen Mannes, welche er sich, in Papier eingeschlagen, bey dem Krämer holte.

Des Accius. Des schon oben erwähnten Accius Labeo, welcher nicht mit dem weiter unten vorkommenden Tragiker Accius verwechselt werden darf.

Hast du nicht da eine Nießwurztrunkne Ilias u. s. w. Wenn man, wie einige Ausleger thun, diese Sätze positiv und so nimmt, als ob Persius seine Werke als schlicht, natürlich und mit Fleiß ausgearbeitet darstellen wollte, so geht der Zusammenhang zwischen dem Vorhergehenden und Nachfolgenden verloren.

Der Beyfall, den man dir zuklatscht, sagt er, ist von keinem grossen Gehalte. Denn nimm nur irgend ein poetisches Machwerk, das du gerade bey der Hand hast, und lies es deinen Bewunderern so vor, wie du ihnen gewöhnlich deine Gedichte mittheilst, das heisst, nachdem du die armen Schlucker, die vor Frost klappern, sich satt essen lassen, und einen warmen Rock versprochen hast: wie kann es anders seyn, als dafs sie in Lobeserhebungen ausbrechen?

Die Nieswurz, welche aus dieser Ilias hervorblicken soll, wird hier wohl mehr als ein betäubendes, Taumel und Bewusstlosigkeit erregendes Gift, denn als ein gegen die Verrücktheit wirksames Heilmittel betrachtet, denn obschon die Alten sie sonst meistens in letztrer Hinsicht erwähnen, so kannten sie doch auch ihre betäubende (*caput aggravat. Plin. H. N. lib. XXV. c. 5.*) Kraft. — Der unglückliche Dichter soll also durch den Genufs eines Giftes in den Taumel gerathen seyn, in welchem allein es möglich war, eine solche Übersetzung der Ilias zu liefern.

Auf einen fetten Nierenbraten. Das Wort, dessen Stelle in der Übersetzung der Nierenbraten ersetzen soll, ist *fumen calidum*, ein warmes Schweineuter, was wohl schwerlich in unsern Zeiten einem solchen poetischen Tischfreunde, auch vom besten Appetite anlockend scheinen möchte. Die Sitte, sich auf diese Art

das Publikum geneigt zu machen, erwähnt auch Horaz:

Non ego ventosae plebis suffragia venor,

Impensis coenarum et tritae munere vestis.

Lib. I. epist. XIX, v. 37.

Dem armen Schlucker welcher dich begleitet. Die vornehmen Römer setzten etwas darein, ein zahlreiches Gefolge solcher Menschen um sich zu haben, die ihnen auf diese Art ihre Ergebenheit bezeugten und dabey auf die Unterstützung ihres hohen Gönners, wenigstens auf seine Tafel rechneten. In der Stadt, auf dem Foro, im Bade, auf Reisen, bey Tafel waren sie um ihn, und er durfte sie auch ungebeten zu Gastmählern mitnehmen, wo man sie unter dem Nahmen *umbrae*, Schatten, erwartete. Dieß war eine Reliquie aus der alten guten Zeit, wo das Verhältniß zwischen Patron und Clienten noch Statt fand, und wo junge Männer im Umgange mit verdienten Staatsmännern und Generalen sich bildeten. Jetzt waren aber nur Parasiten und Scurren übrig geblieben.

Wie könntest du mit ellenlangem Wanst u. s. w. Dieses Argument gegen die Dichtkunst des dicken Mannes mußte bey den Römern um so einleuchtender seyn, da sie, wie es scheint, ziemlich allgemein bey einem gut genährten Körper keine hohen Geisteskräfte suchten,

wovon ihre Ausdrücke *crassa Minerva, pingue ingenium etc.* zeugen.

Der dicke Herr ist wahrscheinlich einer der gewöhnlichen Reichen, welcher seine Jugend mehr im Dienste Merkurs, als der Musen zubachte, und nun, da er zu Reichthümern gelangt ist, des guten Tons wegen, auch den Musen opfern will.

Mit eines Storchs Schnabel. Eine gewöhnliche Art von Neckerey, wenn man die Finger in Gestalt eines Storchschnabels nach Jemanden ausstreckte.

Apul'schen Hunden gleich, wenn Durst sie plagt. Apulien war als ein sehr heißes Land bekannt, so daß Horaz den Durst, welchen die dasige Hitze erregt, selbst zu einem Epitheton des Landes macht. (*Apulia siticulosa.*)

Daß es nun erst dahin gekommen sey u. s. w. So verstehe ich die Worte *nunc demum*. Der Schmeichler will seinen poetischen Gönner überreden, nicht bloß, daß seine Gedichte an sich selbst fließend sind, sondern daß durch ihn und sein Beyspiel erst Harmonie und Numerus in den römischen Versbau gekommen sey. Diese Ironie ist um so bitterer, da Harmonie des Versbaues gerade am wenigsten die starke Seite der damaligen Versemänner war.

Die königlichen Mahle. Bey dem Worte Könige dachten die Römer in den letzten

Zeiten der Republic, und nachher, immer an orientalische Könige, von deren Reichthümern und Luxus sie nicht geringere Begriffe hatten, als etwa ein Engländer von den indischen Nabobs: sowie Asien überhaupt, und das immer noch unbesiegte Arabien für die Römer das war, was Ostindien den Engländern zur Zeit noch ist. Es schien ihnen das Vaterland ungeheurer Reichthümer, nach denen sie nicht wenig lüstern waren, und einer Weichlichkeit, gegen welche ihnen ihre eigene noch sehr unbedeutend vorkam. Moralisten, die, um es mit dem Publicum nicht zu verderben, den rechten Ton zu treffen wußten, wenn sie gegen Sittenverderbnis, gegen Luxus und Weichlichkeit declamirten, machten daher Asien zum Gegenstande ihres Tadels. So macht es hier der vornehme Dichterling, er declamirt gegen Asiatische Sittenverderbnis, und gegen den Luxus und die Mittagsmähler orientalischer Könige, damit die Römer in dieser Vergleichung sich immer noch gefallen können. Die reichlichen Mittagsmähler der Könige mußten den Römern besonders schwelgerisch vorkommen, da sie selbst bey ihren *prandiis* gewöhnlich sich sehr kurz fasten, und die eigentliche Befriedigung des Appetits auf die Abendmahlzeit versparten.

Ein'ge Tändeleyn in griechischer Manier. Casaubonus erklärt das *nugari solitos graece*, als wären diese heroischen Dich-

terlinge kaum der Schule entlaufen, in welcher sie die ersten Anfangsgründe der griechischen Sprache gelernt hätten, und er führt zu diesem Behufe eine Stelle aus dem Quinctilian an, wo dieser den Wunsch äussert, daß man bey dem Unterrichte der Jugend mit dem Griechischen anfangen möchte. Wenn es aber auch gegründet seyn mag, daß dieser Wunsch zu Persius Zeiten erfüllt worden ist, so berechtigt uns diess doch immer noch nicht, das *graece nugari* hier so gewaltsam für *graecae linguae elementa discere* zu erklären. Ich lese also mit Reiz *videmus*, und glaube, daß Persius hier an solche junge Leute dachte, die etwa ein paar Anakreontische Liederchen gestümpert hatten, und sich defswegen einbildeten, genug Dichter zu seyn, um sich auch in den höhern Dichtungsarten, in der Epöe, so wie im Drama versuchen zu dürfen. So wird auch das unten folgende: *euge poeta!* viel emphatischer und passender, indem nun nichts natürlicher ist, als diess auf das Vorhergehende zu beziehen und für einen ironischen Ausruf des Persius zu nehmen.

Einen Hayn zu mahlen u. s. w. Wenn mittelmäßige Dichter tragische Gegenstände besingen, so verdeckt das Rührende des Sujets selbst ihre Schwäche vor den Augen der meisten Leser; sollen sie aber eine angenehme Gegend, die Reize der freyen Natur schildern, so zeigen

sie sich in ihrer ganzen Blöße, indem sie, selbst ohne Geist, natürlich auch keinen Geist in dieses Gemählde eines einfachen Gegenstandes bringen können.

Ungeachtet sie also eine so einfache Schilderung, als ein Palilienfest ist, nicht zu entwerfen verstehen, wagen sie sich schon an die höchsten Gegenstände der Dichtkunst. Die Körbe, Feuer und Schweine gehören zur Feuer der Palilien, und Persius nennt sie als Dinge, welche jedem Anfänger der Dichtkunst am ersten beyfallen mußten, und sich am leichtesten zeichnen ließen, so wie Einem bey Schilderung des Palilienfestes die Episoden von Remus und Cincinnatus ebenfalls leicht beyfallen konnten. — Auf diese Art glaube ich die aufgeworfenen Zweifel über diese Stelle am ungezwungensten zu lösen. Denn wenn Füllborn nach Casaubonus es für Spott über die poetischen Stümper hält, daß Persius Fruchtkörbe, Opferheerd und Schweine als Theile des Landschaftsgemählde erwähnt, und dem zu folge übersetzt:

. anstatt die Reize

Des schönen Landes zu erheben, nur

Bey Heerden, Körben, Schweinen und beym Rauche

Gefeyter Palilien verweilen etc.

so thut er dem Texte Gewalt an. Ohne die Lesart zu ändern, oder etwas zu suppliren, können die Worte, wie sie da stehen, diesen Sinn nicht ha-

ben. Nicht weniger gewaltsam scheint die Füllebornische Übersetzung der Worte *unde Remus etc.*

Die von Heu und Halmen dampfenden Palilien. Die Landleute feyerten das Fest der Hirtengöttin Pales durch grosse Stoppel-Feuer, welche sie auf freyem Felde anzündeten, und worüber sie hinwegsprangen. Etwas Ähnliches findet man noch unter den Österreichischen Landleuten, welche am Vorabende des von ihnen überhaupt sehr feyerlich begangenen Johannisfestes, ebenfalls auf dem Felde Scheiterhaufen errichten, anzünden, und unter grossem Jubel darüber voltigiren.

O Muth, mein Dichter! Lafs dich durch diese Erinnerungen von deiner Epopöe nicht abhalten: die Epopöe ists, wodurch man sich bleibenden Ruhm erwirbt. — Persius, der so eben die bittere Bemerkung gemacht hatte, dafs sich Menschen an das Heldengedicht wagten, die dieser Dichtungsart gar nicht gewachsen wären, nimmt hier die Rolle eines von denen an, die der vornehme Dichterling über seine Verse um Rath fragt.

An der Brisaeis eines Accius u. s. w. Accius und Pacuvius, zwey Zeitgenossen und römische Tragödiendichter, beyde berühmt und selbst auch noch in den spätern Zeiten ungeachtet ihrer rauhen Sprache noch hoch geachtet, indem selbst Quinctilian an Beyden Würde des Ausdruckes, der Gedanken und der

Charaktere lobt. („*Tragoediae scriptores, Accius atque Pacuvius, clarissimi gravitate sententiarum, verborum pondere et auctoritate personarum.*“ *Institutt. lib. X, c. 10.*) — So wie auch Cicero und Virgil dieß bestätigen. Pacuvius lebte vom Jahre 533 bis 623, also fast zweyhundert Jahre vor der Zeit, wo Persius schrieb, und noch bey seinen Lebzeiten erhielt er an Accius einen Nebenbuhler, welcher sich ebenfalls großen Ruhm erwarb. Beyde Dichter waren also aus einem Zeitalter, wo Sprache und Geschmack unter den Römern noch ziemlich zurück waren. Dessenungeachtet wurden sie in den schönsten Tagen der römischen Literatur sehr geschätzt, und es scheint sich dieses mit dem Spotte unsres Dichters über ihre Verehrer nicht zu vertragen, ungeachtet er hierin schon an Horaz einen Vorgänger hatte, welcher die Vorliebe seiner Zeitgenossen für die frühern Dichter weitläufig tadelt und auch die hier genannten Tragiker erwähnt:

. aufert

Pacuvius docti famam senis, Accius alti.

Lib. II, Epist. I. v. 55. 59.

Dafs Cicero's und Virgil's Lobsprüche nicht ganz ungegründet waren, bestätigen mehrere Fragmente jener Tragiker, die bis auf unsre Zeiten gekommen sind. Ausserdem wirkten auch noch manche andere Ursachen, um ihnen diese

Achtung selbst in einem Zeitalter zu erhalten, wo die Cultur der Römer ihre höchste Stufe erstiegen hatte. Das Alter hat eine eigene Würde und Kraft, welcher das menschliche Herz so willig huldigt; man bewundert an einem alten, was man an einem neuern Schriftsteller kaum der Aufmerksamkeit gewürdigt hätte, und verzeiht an jenem so leicht, was man an diesem sicher getadelt haben würde. Einen mäfsig schönen Gedanken und Ausdruck bewundern wir, wenn wir ihn im *Reineke de Vofs* oder in irgend einem alten Meistersänger finden, und um wie viel vorzüglich muß nicht ein solcher Gedanke seyn, wenn wir in einem neuern Dichter ihn bewundern sollen! In dieser Rücksicht geht es also mit dieser Liebhaberey für das Alte sehr natürlich zu. Nicht weniger natürlich war es, wenn Männer aus den schönsten Tagen der römischen Literatur, eine so partheyisch scheinende Vorliebe für ihre alten Dichter hatten. Diese Dichter waren ihre Lehrer, die sie in ihrer Jugend gelesen, denen sie zum Theil ihre Bildung zu danken hatten: wie natürlich war es, daß eine solche Vorliebe zu ihnen sich fest setzte? — Ausserdem war das Zeitalter dieser Dichter in politischer und moralischer Rücksicht das schönste der römischen Geschichte, an welches man sich so gern zurück erinnerte. Je schlimmer unter einem Tiberius, Caligula und Nero die Zeiten wurden, desto lieber mußte man

sich wenigstens im Geiste, in die goldnen Tage der guten alten Zeit versetzen. Obschon also diese Vorliebe für die Altväter der römischen Literatur an und für sich nicht zu verwerfen war, so war sie doch ungerecht, indem man sie auf Kosten der neuern Schriftsteller hegte. Hierzu kam nun noch, daß der sinkende Geschmack auf allerhand kleinliche Künsteleyen verfiel, und fast eben so, wie bey uns, an der Kraftsprache der Vorwelt ein großes Wohlbehagen fand. Dieß letztre ist es, was Persius vorzüglich verspottet: die Liebhaberey für alte Worte, welchen seine Zeitgenossen, Gott weiß, welche Würde, Schönheit und Nachdruck zuschrieben.

Die Brisäis war eine von Accius Tragödien. Die Heldinn, deren Nahmen sie trug, war wahrscheinlich Hippodamia, Tochter des Brisas aus Lyrnessus, welche dem Achilles vor Troja als Kriegsgefangene zugefallen war, Agamemnon eignete sie sich aber zu, und reizte dadurch den Zorn des Helden so sehr, daß er nicht weiter fechten wollte. — Die Antiope, eine Tragödie von Pacuvius, wird auch von Cicero gerühmt, und war wahrscheinlich eins der beliebtesten Stücke dieses Dichters. Antiope wurde von ihrem Gemahle Lycus, Könige von Theben um der Dirce willen verstoßen, und hatte von ihrer Nebenbuhlerin viel zu leiden. Zuletzt liefs diese sie, um sich ihrer zu entledigen, an die Hörner

eines durch Fackeln wüthend gemachten Stieres binden. Auf ihr Geschrey kamen Amphion und Zethus, ihre Söhne, herbey, retteten sie, und ließen nun die Dirce jenes Todes sterben.

Die Epitheta, welche Persius diesen beyden Tragödien beylegt, beziehen sich auf ihren altväterischen Stelzengang, das heißt eben so wohl auf ihr hohes Alter, als auf ihren schwülstigen Ton. Er sagt, an der Brisäis sehe man jede Ader, (*venosus liber*) wie dieß bey stark echauffirten Personen, deren Blut sehr in Wallung ist, und vorzüglich bey alten Leuten der Fall ist. Die Antiope hingegen soll mit Warzen übersäet seyn, (*verrucosa*) also mit üppigen, unnützen Auswüchsen, welche auch in einer vor Alter schlaffen Haut am leichtesten entstehen. Ein ähnliches Bild braucht auch Horaz von den Fehlern der Menschen:

Qui ne tuberibus propriis offendat amicum
Postulat, ignoscet verrucis ipsius.

Lib. I. sat. III, v. 73.

Auf b a n g e n G r a m i h r s c h m e r z e n -
s c h w a n g r e s H e r z e s t ü t z t e. Um sein Urtheil zu bestätigen, führt er, da es der allgemeinen Meynung so ganz zuwider läuft, eine Stelle aus Pacuvius Antiope an. Was er daran tadelt, ist theils das Schwülstige des Gedankens, theils das Zweydeutige des Ausdrucks, wenn man das Wort *fulsa* in der Bedeutung nahm,

welche es zu Persius Zeiten hatte. Pacuvius Zeitgenossen brauchten *fulcire* für umgeben, einzäunen; späterhin hieß es unterstützen, einen Ruhepunkt für etwas abgeben. Was also ehemals hieß: ihr Herz war mit Kummer umzogen, das klang jetzt, wie: ihr Herz ruhte auf ihrem Kummer.

Der glatte Kämpfe. *Trossulus* hieß ehemals ein römischer Ritter, und wurde von Persius Zeitgenossen für *eques* gerade so, wie *Kämpfe* in unsern Ritterromanen gebraucht. Mit dem Beyworte, *glatt* (*laevis*) deutet er auf die Eleganz, mit welcher diese die Energie ihrer Vorfahren affectirenden jungen Ritter sich zu produciren pflegten. Auf diesen Contrast deutet auch Varro hin: „*Nunc emunt Trossuli nardo nitidi vulgo Attico talento equum.*“

Der mir seinen Schiffbruch in Gesängen klagt. Eine bekannte Sitte, daß Menschen, welche durch Schiffbruch oder durch einen andern Unglücksfall das Ihrige verloren hatten, ihr Unglück auf einer hölzernen Tafel abbilden und zuweilen wohl auch ein bewegliches Lied dazu verfertigen ließen, um so das allgemeine Mitleiden in Contribution zu setzen.

So lernte Jener dichten. Persius unterbricht hier die Einwendung seines Gegners mit bitterer Ironie, indem er sich stellt, als ob er ihm Recht gebe, und dabey einige Verse anführt, welche gerade seine eigene Meynung unwider-

sprechlich bestätigen. Persius liebt diese Art Wendung sehr, und auch bey Horaz findet man sie hier und da, z. B.

Lib. I. Sat. I, v. 36.

Der Berecynthische Attin. Diese, so wie die folgenden Verse, sind, wie die Ausleger sagen, aus einem Gedichte Nero's entlehnt, welches Atys oder Attin überschrieben war, und wirklich soll er auch nach Dio Cassius ein Gedicht dieses Namens gefertigt haben. Der Gegenstand desselben war wahrscheinlich die Mythe von Atys, einem Jünglinge, den Cybele liebte. Sie ermahnte ihn zur Keuschheit, allein er übertrat das Gelübde, ward darüber rasend und entmannte sich. Er heist der Berecynthische Atys, weil er in der Nachbarschaft des Berges Berecynthus lebte, oder weil er der Liebling der Berecynthia, d. h. der Cybele war, die von eben diesem Berge den Nahmen hatte.

Mit diesen Versen will Persius wohl zunächst auf die falsche Würde und Harmonie aufmerksam machen, welche in dem ganzen Gedichte herrschte und wovon er hier ein Pröbchen mittheilt. Den Endreim in Attin und Delphin, longo und Appenino scheint er auch stillschweigend zu tadeln. Aber zugleich will er auch das Schwülstige und Unpassende des Ausdruckes rügen: Der Delphin durchschnitt den Meergott Nereus, anstatt das Meer; und dem langen Appenin eine

Rippe entreißen, sollte vielleicht nichts mehr bedeuten, als über die Appeninen reisen.

Ey freylich! u. s. w. Persius giebt sich nicht die Mühe, den Dichterling ausführlich zu belehren, wie unpassend er, um den gegenwärtigen poetischen Geschmack zu vertheidigen, die Äneide, welche er mit ihren Anfangsworten bezeichnet, schwülstig nenne. Er stimmt im Gegentheile in die Vergleichung mit ein, und stellt sich, als ob er seiner Meynung wäre, giebt aber doch dabey noch immer deutlich zu erkennen, wie sehr er überzeugt sey, daß es mit Virgils Erhabenheit eine andre Bewandniss habe.

Die auch mit gekrümmten Rücken vorzulesen sind. Gedichte, bey deren Declamation man sich nicht allzusehr anzustrengen und deshalb die volle Brust in die Höhe zu richten, nöthig hat.

Gräßlich ertönten u. s. w. Auch dieß scheint eine Stelle aus demselben Gedichte zu seyn. Die Rede ist hier von einem Vorfalle aus der Geschichte des Bacchus, welcher sich in Theben zutrug. Pentheus nämlich, König von Theben, suchte die Einführung des Dienstes des Bacchus zu hindern, und liefs deshalb unter andern einen Jüngling bey einem Bacchanten - Aufzuge greifen und in das Gefängniß werfen. Allein die Gottheit befreyte ihn durch ein Erdbeben, welches die Thore seines Kerkers öffnete. Indessen fuhr

Pentheus fort, die Verehrer des Bacchus zu verfolgen, und belauerte sie bey der Feyer der Orgien auf dem Berge Cytheron. Allein die Mimallonen, das heißt die Weiber, welche den Bacchus begleiteten und auch Bassariden oder Mänaden genennt wurden, entdeckten ihn; seine eigne Mutter, die sich unter der Zahl dieser Mänaden befand, sah ihn in einem Anfalle von bachantischer Wuth für ein Kalb an, fiel mit ihren Begleiterinnen über ihn her und zerrifs ihn. — Der Geschmack an solchen schauderhaften Scenen, der Klingklang der Worte und Endreime, und der falsche Reichtum und Prunk, (welcher in diesen vier Versen, drey verschiedene Benennungen für Bachantinnen braucht): das ist es wohl vorzüglich, was Persius an diesen Versen lächerlich machen will.

Sie schlugen voll Verdrufs u. s. w. Diese Art Dichter leben in einer so glücklichen Zufriedenheit mit sich und ihren Werken, daß ihnen ihre Lieder ohne Anstoß, wie Wasser vom Munde fließen.

Daß nicht die Luft am Hofe u. s. w. Auf dieselbe Art läßt sich auch Horaz von dem Trebatius vor dem Satyrenschreiben warnen, indem dieser ihm zu bedenken giebt, daß das Thermometer der Freundschaft irgend eines Großen leicht herabsinken könne, welches er doch gewiß nicht lange überleben werde.

majorum ne quis amicus
Frigore de feriat.

Lib. II, sat. I. v. 61. sqq.

*So mahle nur zwey Schlangen
hin.* Das gewöhnliche Mittel, um den Vorüber-
gehenden den Zutritt zu einem Orte zu verbieten.

Auch ein Lucil u. s. w. In der eben
angeführten Stelle antwortet auch Horaz auf
jene Ermahnung, es mit den Großen nicht zu
verderben, damit, daß er sich auf Lucils Bey-
spiel beruft. Dieser erste Satyriker Roms nahm
sich die Freyheit, die berühmtesten Römer seiner
Zeit namentlich durchzuhecheln, unter welchen
Persius hier den Cornelius Lentulus
Lupus, und den Mutius Albutius nennt,
Beydes Männer aus den ersten römischen Fami-
lien, und wovon der Erstere sogar *Princeps Sena-*
tus gewesen seyn soll. — Horaz erwähnt in je-
ner Stelle neben dem Lupus, den Quintus
Caecilius Metellus Africanus.

Den Wänden anvertrauen. Im Ori-
ginale steht *der Grube*. Dies ist nemlich eine
Anspielung auf die Anekdote von dem geschwätzi-
gen Barbier, welcher das Geheimniß, daß König
Midas Eselsohren habe, nicht entdecken durfte,
und sich also, um seinem Herzen Luft zu ma-
chen, eine Grube grub, und es dieser anvertraute.

*Den oft der kühne Cratin ent-
zückte.* Cratinus, Eupolis und Ari-

stophanes waren die Schriftsteller der sogenannten alten griechischen Komödie, (*Horat. Lib. I. sat. IV. v. 1. 2.*) nach deren Muster sich Lucilius und späterhin Horaz bildete. Persius wünscht sich solche Leser, die durch die Lectüre dieser Griechen sich gebildet haben.

Die griechischen Schuhe. Noch damals gab es also in Rom Leute, die aus wahrem oder vorgeblichem Eifer für großväterliche Sitte, aus Patriotismus, oder auch wohl aus einer Art philosophischer (wie die Cyniker) oder militairischer Renomisterey (wie die schmutzigen Centurionen) oder auch aus Geiz, alle Eleganz der Griechen haßten und in ihrem Äussern das Gegentheil zeigten. Leser dieser Art, welche unter der Kategorie des griechischen Luxus auch Philosophie und Wissenschaften begriffen, durfte sich der Dichter freylich nicht wünschen, eben so wenig solche, welche Personalitäten in der Satyre suchten.

Als Aedilis von Aretium. Die jungen vornehmen Römer fingen gewöhnlich ihre politische Laufbahn damit an, daß sie die Stelle eines Aedilis in einer Municipalstadt übernahmen, ein Amt, zu welchem bekanntlich die Aufsicht über das Polizeywesen gehörte, und vermöge dessen sie daher auch zu ihrer, wie sich leicht denken läßt, oft nicht geringen Freude, die zu kleinen Getraidemaasse auf dem Markte cassirten,

wodurch sie denn ihre Wichtigkeit hinlänglich gezeigt zu haben glaubten.

Die freche Dirne, die u. s. w. Die neunte Stunde oder nach unsrer Art, Nachmittags nach drey Uhr, war in Rom die Zeit, wo jeder sein Tagewerk endigte, und sich anschickte, den Rest des Tages nach seinem Geschmacke hinzubringen. Strafsen und öffentliche Plätze füllten sich mit Menschen, die zu genießen suchten, und hier war es auch, wo feile Dirnen am häufigsten ihr Netz auswarfen. Und wenn nur die gemeinsten von ihnen ihre Reize den Vorübergehenden öffentlich anboten, so mußte ein Philosoph von der Art, welche in Rom der allgemeinen Verachtung Preis gegeben waren, natürlich für ein solches Mädchen ein sehr willkommner Mann seyn.

Im Edict des Prätors lernen. So lange die Römer kein vollständiges Gesetzbuch hatten, und die uralten Gesetze der zwölf Tafeln nur immer in einzelnen Fällen durch *Senatus Consulta* und *Leges* supplirten, blieben sehr viele Fälle der freyen Bestimmung des Prätors überlassen, welchem die ganze Civiljurisdiction übertragen war. Dieser machte denn jedesmahl bey dem jährlichen Antritte seines Amtes, durch ein öffentlich angeschlagenes Edict bekannt, wie er diejenigen Rechtsfälle, für die noch kein ausdrückliches Gesetz vorhanden war, während sei-

ner Regierung entscheiden wolle. Für alle diejenigen also, die vor dem Prätor als *causarum patroni* auftreten wollten, war es durchaus nothwendig, sich mit dessen Edicten bekannt zu machen. Dieß also empfiehlt Persius den jungen Herren, welche im Civilfache ihre Carriere machen wollten, und erlaubt ihnen dafür, den Nachmittag bey Kallirrhoen zuzubringen, worunter man entweder ein damals sehr besuchtes öffentliches Mädchen, oder vielleicht eine Frau, die ein öffentliches Haus hielt, zu verstehen hat

Zweyte Satyre.

Diese Satyre ist an einen gewissen Macrin gerichtet, welcher, wie ein alter Scholiast versichert, Plotius Macrinus geheissen haben soll. Wir wissen von ihm nichts weiter zu sagen, als was der Dichter selbst von ihm sagt, und dieß ist gerade nichts mehr, als daß Macrin ein rechtschaffner Mann war, der auf das, was die damaligen Römer Glück nannten, keine Ansprüche machte, sondern, was für Jeden, der es konnte, damals die beste Partie war, in einer glücklichen Obscurität, vielleicht auf einem Landgute seine Tage verlebte. Aber so viel vielleicht Macrin durch diese Obscurität bey seinen Lebzeiten gewann, so wenig verlieren wir dadurch, daß wir nicht mehr von ihm wissen. Wenigstens für die Interpretation der an ihn gerichteten Satyre kann es uns gleichgültig seyn, da sie auf die Lebensumstände desselben so wenig Beziehung hat, und ausser der Aufforderung, dem guten Genius für einen glücklich erlebten Geburtstag zu danken

kein Wort vorkommt, das nur eine entfernte Beziehung auf ihn hätte.

Aber eben von dieser Aufforderung nimmt der Dichter Gelegenheit, das gewöhnliche Gebet der Menschen, ihre widersprechenden Begriffe von der Gottheit und ihren mit Immoralität gepaarten Aberglauben, zum Gegenstande seiner Satyre zu machen.

Giess' ächten Wein dem holden Genius zum Opfer aus! Seinem Schutzgeiste, dem man jedes Glück und jedes frohe Ereigniß, das Einen immer traf, zuschrieb, glaubte man dadurch das angenehmste Opfer zu bringen, wenn man sich gütlich that, so wie man durch allzustrenge Frugalität ihn beleidigte. So läßt Persius (*Sat. V. v. 51.*) die Weichlichkeit dem Kaufmanne, welcher sich der Gefahr einer beschwerlichen Seereise auszusetzen Willens ist, zurufen: *indulge genio! Carpamus Dulcia!* — Bey einem solchen frölichen, seinem Genius aus Dankbarkeit gewidmeten Schmause trank man denn nicht, wie sonst gewöhnlich war, gewässerten (*vinum*), sondern ächten, ungemischten Wein (*merum*), und zwar vom besten, der für solche festliche Tage aufgespart war. Von diesem goß man beym ersten Becher etwas auf die Erde, welches, wie man glaubte, dem Genius zu Gute kam.

Mit wucherischer Bitte. Ein Gebet, das man den Göttern gleichsam zu einem gewissen Preise anschlägt, und mittelst dessen man mit ihnen eine Art von Tauschhandel treibt. Man leistet ihnen die schuldige Verehrung, erwartet nun aber auch dafür von ihnen, daß sie eine Einsicht haben und um was man gebeten, erfüllen werden. Das Gebet machen die Menschen sonach zu einer Art Wucher, zu einem eigenen *modus acquirendi*.

Der Fremdling. So übersetze ich hier *hospes*. Vor einem Einheimischen nemlich, der ihn näher kennt, würde er es nicht wagen, auch nur so viel laut zu beten. Aber bey dem Fremdlinge, der im Vorbeygehen den Tempel besucht, hat er nichts zu fürchten; ihm möchte er wenigstens eine gute Meynung von sich beybringen.

Meines Oheims Leichenzug in aller Pracht. So gottlos ist er nicht, dem guten alten Onkel geradezu den Tod zu wünschen; nur seinen prächtigen Leichenzug, den er aus frommer Dankbarkeit ihm zu veranstalten gedenkt, den möchte er nur gerne sehen, möchte nur Gelegenheit haben, auf diese Art durch den Leichenzug, zu welchem er sich hier aus Religiosität gegen die Götter anheischig macht, ihm seine Verehrung zu bezeugen. Der Wunsch ist ja doch so unschuldig, er ist es wenigstens nicht minder, als der folgende, daß er seinen Mündel bald aus

dem Register streichen könne, damit dieser nur die ewige Qual mit den Hautausschlägen nicht mehr auszustehen habe.

Durch Herculs Gunst. Alle unterirdischen Schätze standen unter dem Schutze des Herkules, der sie seinen Günstlingen gegen einen billigen Rabatt von zehn Procent, die man ihm dafür gelobte, zukommen liefs. So wünscht sich jener Geldgierige beym Horaz die Freundschaft des Herkules aus gleichem Grunde:

O si urnam argenti fors quae mihi monstret, ut illi
Thesauro invento, qui mercenarius agrum
Illum ipsum mercatus aravit, dives amico
Hercule!

Lib. II. sat. VI. v. 10 sqq.

Schätze über der Erde scheinen mehr vor Mercur Forum gehört zu haben.

Dem als nächster Erbe ich lange schon u. s. w. So nehme ich die Worte, *quem proximus haeres impello*. Freylich will er damit sagen: dessen nächster Erbe ich bin. Aber das *Impellere aliquem* drückt eine gewisse Ungeduld aus, daß der, welchem ich folge, nicht geschwind genug fort will.

Um diese Wünsche rein u. s. w. Die Religionsvorschriften forderten, daß man mit reiner Seele zu den Göttern beten solle. Die unter allen Nationen gewöhnlichen äusserlichen Reinigungen und Kasteyungen, womit man sich zu

jeder feyerlichen Religionshandlung vorbereitete, mochten freylich anfangs nur Symbole jener innern Reinigkeit seyn sollen; aber gewöhnlich blieb es bey ihnen allein. Dem Tiberstrome, so wie auch jedem andern fließenden Wasser schrieb man diese heiligende Kraft zu.

Und Jupiter soll nicht u. s. w. Wenn du dem Staius (wahrscheinlich eben so wohl ein erdichteter Name, der hier einem ungerechten Richter geliehen ist, wie oben Nerius einem glücklichen Heyrathsspeculanten) deine Wünsche anvertrauest, so wird er sie sogar abscheulich und ruchlos finden, daß er vor Entsetzen ausrufen wird: hilf heiliger Jupiter! Und eben diese Wünsche wagest du, dem Jupiter selbst vorzutragen. Um wie viel möchte dann nicht dieser sie abscheulich finden und eben so ausrufen!

Ein Donnermahl. Vor Örtern, wo der Blitz hingeschlagen hatte, hatten die Römer eine besondere Achtung. Man betrachtete sie als heilige Örter; der Wanderer floh erschrocken zurück, wenn er sich ihnen aus Versehen genähert hatte, und um dieses zu verhüten, umgab man sie mit Mauern. Man nahm an, daß der Zorn der Götter besonders auf solchen Orten ruhe, und suchte daher durch besondere Opfer die Götter mit diesen Plätzen wieder auszusöhnen. Eben diese Ideen hatte man von Menschen, welche der Blitz erschlagen hatte. Man rührte sie nicht an, ließ

sie unbegraben liegen, und floh so lange vor ihnen, ehe nicht durch Opferung eines zweyjährigen Lammes (*Bidental*) der Zorn der Götter versöhnt war. Man hatte besondere Schriften, welche die bey solchen Gelegenheiten zu beobachtenden Cärimonieen enthielten, und wahrscheinlich war Ergenna, ein alter Etrurischer Priester, Verfasser eines solchen Buches. Donnermahl (*bidental*) hieß überhaupt der Ort, wo der Blitz einschlug; hier wird der vom Blitze Getroffene so genannt.

Hier nimmt ein frommes Mütterchen u. s. w. Das Kindbett und die Wochenstube war von jeher und unter allen Nationen ein Tummelplatz abergläubischer Meynungen und Gebräuche; und von dieser Art ist das, was Persius hier zum Gegenstande seines launigen Spottes macht, indem er uns in eine römische Wochenstube führt. Es ist der neunte Tag nach der Entbindung, den man *diem lustricum*, *lustralem*, auch *nominalem* nannte. Der Vater, nachdem er unmittelbar nach der Geburt sich entschlossen hatte, das Kind, das man zu seinen Füßen hingelegt hatte, aufzuheben und für das seinige zu erkennen, hoffte nun, daß es leben bleiben würde, und hielt es nun der Mühe werth, ihm einen Nahmen zu geben. Die Großmutter oder die Tante scheint hier eine der ersten Rollen bey die-

ser feyerlichen Handlung zu spielen. Man nimmt das Kind aus der Wiege, sucht es vor allen Dingen gegen die Einwirkungen böser Menschen zu sichern, bestreicht ihm deshalb Stirn und Augen mit nüchternem Speichel, welchem selbst Plinius diese Kraft zuschreibt, und badet es dann in reinem Flusswasser. Mit besonders religiöser Sorgfalt wählte man nun den Nahmen, den man für den glücklichsten hielt. Man zündete z. B. um den glücklichsten auszumitteln mehrere Lichter an, gab ihnen verschiedene Nahmen, und nannte hernach das Kind nach dem Lichte, welches am längsten gebrennt hatte. Ausserdem gab ein feyerliches Familienopfer Gelegenheit, feyerliche Wünsche für das Glück des Kindes den Göttern darzubringen, die man auch wohl auf besondern Tafeln niederschrieb, und wovon Persius hier einige Proben mittheilt. Man trug auch wohl das Kind in den Tempel, um den Schutz der Götter zu erflehen.

Versetzt es künftig in Besitz u. s. w. So übersetze ich *mittit in aedes*. Von einem wirklichen Herumschicker der Kinder in die Häuser und Grundstücke (*campos*) dieser reichen Römer kann, dem Zusammenhange nach, hier nicht die Rede seyn. Dem Sinne, in welchem ich das *mittere* nehme, ist der römische Sprachgebrauch nicht zuwider. So sagt man z. B. *mittere*

in possessionem rei alicujus, und Virgil sagt:
mitteret in magnum imperium.

Aeneid. lib. II, v. 47

Licinius, oder mit seinem vollen Nahmen, Lucius Licinius Luculus, ein Zeitgenosse von Cäsar und August, wurde durch die Menge seiner Besitzungen, so wie durch seinen Luxus allgemein bekannt. — Crassus, oder Marcus Licinius Crassus, aus einer Nebenlinie des Licinischen Geschlechtes war der durch seine Reichthümer so berühmte Triumvir, der im Kriege gegen die Parther umkam.

Ihn mußs ein König sich und eine Königin zum Eydam wählen. Wie konnte es wohl einer römischen Großmutter einfallen, so etwas für das liebe Enkelchen zu wünschen? Wo solten sich die Könige finden? Hat etwa die fromme Großmutter die regierende Familie in Rom im Sinne? oder die Abkömmlinge der königlichen Familien, welche durch die Römer von ihren Thronen verdrängt, einen Theil ihrer Schätze in Sicherheit gebracht hatten, und sie nun, gezwungen oder freywillig, in Rom verzehrten? Oder gilt hier ein orientalischer König überhaupt als das *non plus ultra* aller reichen Schwiegerväter? Oder ist endlich gerade das Unwahrscheinliche dieses Seegenswunsches etwas Charakteristisches?

Da müssen Rosen blühen. Eigentlich

sproßten sonst nur da Rosen hervor, wo Götter wandelten. Vielleicht waren aber die Wünsche der guten Tante nicht so gar verwegen, dem Söhnchen die Vergötterung zu wünschen. Vielleicht wollte sie nur sagen, daß ihn des Lebens süße Freuden überall begleiten mögen.

Und käme sie in ihrem besten Schmuck! Das Original hat *albata*. Es gehörte nämlich zum Opfer - Costüme, daß der Opfernde in seinem besten Schmucke, und sonderlich in ganz weißem Gewande, zur Bezeichnung seiner innern Reinigkeit erschien. Es versteht sich, daß eine Amme dieses Gebot gewiß auf das Strengste befolgt.

Deswegen opferst du so manchen Stier. Die Opfer konnten sehr leicht eine Art von Verschwendung werden, nicht nur weil jedes Opfer die Heerde um ein Stück verringerte, sondern auch deswegen, weil jedes Opfer gewöhnlich von einem Schmause begleitet wurde, bey dem es wohl nicht immer bey dem Opferfleische blieb. In dieser Rücksicht war das Opfern freilich kein sehr ökonomisches Mittel, seiner Wirthschaft aufzuhelfen.

Und lockst mit fetten Nieren den Mercur herbey. Die besten Fettstücken eines Opferthieres wurden auf dem Altare verbrannt, und der davon aufsteigende Geruch war es, welcher die Götter, denen das Opfer galt, herbey

zog. — An den Mercur wendet sich dieser Heerdenbesitzer, weil man von diesem Gotte jede Art des Gewinnes erwartete.

Das du besiegten Feinden abgenommen. Nicht, als wenn alles Gold, womit man die Tempel und die Statuen der Götter schmückte, dem Feinde hätte abgenommen seyn müssen, sondern weil dieß zu solchen Geschenken die erste Veranlassung gab.

Den ehernen Brüdern. Ein alter Scholiast behauptet, daß unter diesen ehernen Brüdern die Statuen der funfzig Söhne des Ägyptus zu verstehen seyen, welche von ihm mit eben so vielen Töchtern seines Bruders Danaus verheyra-
thet wurden, aber alle im Brautbette ihren Tod fanden. Nach demselben Gewährsmann hatte Augustus diese Statuen aus dem Oriente mitgebracht, und in dem neu erbauten Tempel des Apollo aufstellen lassen, und einige von ihnen sollen in dem Credite gestanden haben, daß sie im Traume Offenbarungen gäben. — Allein es ist nicht nöthig, gerade an diese Statuen zu denken, es kann auch von denen der Götter überhaupt die Rede seyn, da mehrere unter ihnen ihren Verehrern wahrsagende und andere Träume sendeten; da ferner ihre ehernen Statuen oft aus Dankbarkeit vergoldet wurden, und da sie endlich alle zu einer Familie gehören und von einem Dichter füglich Brüder genennt werden können.

Die reinsten Träume. *Somnia pituita purgatissima* kann nicht so viel heißen, als Träume, in welchen Arzneymittel gegen die *pituitam* offenbart werden; denn zugeschweigen, daß dieß nicht in den Zusammenhang paßte, so wird ja ausdrücklich gesagt, daß die Träume von der *pituita* schon vollkommen frey sind, was doch nicht der Fall seyn könnte, wenn noch Heilmittel dagegen offenbart werden sollten. — Um also diese Stelle genugthuend zu erklären, muß man sich an die Vorstellung der Alten von den verschiedenen Träumen erinnern, welche Cicero (*Quaestt. Tusculan. lib. IV*) erwähnt. Man nahm nämlich zweyerley Arten von Träumen an; die einen waren natürlich, und hingen von einem kränklichen Zustande des Körpers ab, vorzüglich aber, da einmal jeder Krankheit ein eigener Stoff zum Grunde liegen mußte, vom Schleime. Die andern Träume waren höheren Ursprunges, von körperlichen Ursachen unabhängig und von den Göttern unmittelbar herbeygeführt, um den Menschen verborgene Dinge zu offenbaren. — So nach sind also die vom Schleime ganz freyen Träume keine andern, als zu deren Entstehung gar keine körperlichen Umstände mitgewürkt haben, sondern die einzig und allein von den Göttern herühren.

Das Gold verdrängte Numa's Opferschalen, das Kupfer. In dieser

Vergleichung der gegenwärtigen Zeit, deren religiösen Meynungen Persius bisher geschildert hat, mit Numa's Zeitgenossen, liegt viel Emphatisches. Denn indem er sagt, daß das Gold die schlichten Gefäße der frommen Vorwelt aus den Tempeln verdrängt habe, legt er es uns zu nahe, als daß wir nicht jene schuldlosern, einfachern und moralisch bessern mit den gegenwärtigen verderbten, vergleichen sollten. — Numa zeichnete sich, wie bekannt, in seinem persönlichen Charakter sowohl, als in seinen öffentlichen Einrichtungen durch Religiosität aus, und defshalb konnte Persius hier kein treffenderes Beyspiel, als das seinige wählen.

Die Urnen der Vesta und der Thusker irdenes Geräth. Ein ἐν δία δοῶν für: die irdenen Urnen der Vestalinnen. In Etrurien wurden, wie bekannt, die meisten irdenen Gefäße der Römer gemacht, und defshalb werden sie hier Etrurische Töpferarbeit genennt.

Diese Dam' entweicht die edle Frucht. *Corrumpere aliquid* kann recht gut heißen: eine Sache zu einem andern Gebrauche bestimmen, als wozu sie von der Natur bestimmt zu seyn scheint, sonderlich wenn man dadurch den Luxus oder irgend eine menschliche Leidenschaft zu befriedigen sucht, und wenn es mit einer Art von Gewaltthätigkeit verbunden ist.

Schon in der damaligen Zeit fand der religiöse Rigorismus darin etwas Sündliches, das Öhl zu Salben zu verwenden, mit dem aus der aufgeritzten Purpurschnecke fließenden Saft die Wolle zu färben, die Perle gewaltsam aus ihrer Muschel zu kratzen, und in der Glut des Feuers Erze zu schmelzen, um dadurch verschiedene Zierrathen zu gewinnen etc. Daher sagt der Dichter: sie sündigt allerdings etc.

Die reine Wolle der Calabrier. Calabrien war wegen seiner guten Schafzucht berühmt, und vorzüglich trieb Tarent einen ansehnlichen Handel mit Wolle.

Soviel, als jene Puppen u. s. w. Junge Mädchen unter den Römern und Griechen weihten, wenn sie in das Alter kamen, wo Mädchen andere Gegenstände ihrer Neigungen zu haben pflegen, ihre Puppen der Venus, als der Beschützerin der weiblichen Jugend. Wir haben von dieser Gewohnheit zu wenig Nachrichten, um sicher bestimmen zu können, ob sie es thaten, um für den bisher geleisteten Schutz der Göttin zu danken, oder um sich ihrer Gunst für die Zukunft zu empfehlen, oder ob sie dadurch nur zu verstehen geben wollten, daß sie über das Puppenalter hinaus wären, und von der Venus einen Ersatz ihres bisherigen Spielzeuges erwarteten?

Messalens blinder Enkel. Messala war der Beyname eines Zweiges von dem Ge-

schlechte der Valerier, welches eines der aller-
ältesten in Rom war und schon von Romulus
Zeiten her seine Ahnen zählte. Welcher von den
Nachkommen dieser Familie hier gemeynt, und
als blind am Geiste dargestellt wird, läßt sich
nicht ausmachen. So viel ist klar, daß überhaupt
von einem reichen, mehr aber auch nicht, als
reichen Manne die Rede ist

Dritte Satyre.

Nachdem der junge vornehme Römer während des Knabenalters im väterlichen Hause und unter der Aufsicht eines Pädagogen seine erste Erziehung erhalten hatte, so nahm er in seinem sechzehnten Jahre die *Togam virilem*. Es standen ihm nun zwey Wege offen, seine Carriere zu machen und zu den höchsten Ehrenstellen aufzusteigen: der Kriegsdienst und das Studium der Rechte. Bestimmte er sich mehr für den erstern, so suchte man ihn in die Suite irgend eines berühmten Generals zu bringen, der ihn mit in die Provinz nahm, unter dessen Leitung er nach und nach den Dienst lernte, und von dem er, bis er selbst angestellt war, in allerhand Aufträgen gebraucht wurde. — War aber seine Bestimmung mehr das Civildfach, so begab er sich in das Gefolge irgend eines berühmten Staatsmannes und Sachwalters, bey welchem er das Civilrecht studirte. Mit ihm ging der junge Römer auf das

Forum, vor die Tribunäle und in die Provinz, bis endlich die Jahre herbeykamen und er Gelegenheit fand, wo er um öffentliche Ehrenstellen sich bewerben konnte. — Späterhin, als sich die griechischen Wissenschaften in Rom verbreiteten, kam noch das Studium der Philosophie hinzu. Die Römer sahen nämlich bald ein, daß diese Wissenschaften auf das Studium der Beredsamkeit, dem sie sich als künftige Sachwalter und Staatsmänner ausschließlich widmeten, bedeutenden Einfluß hätten. Sie fingen also an, sich auf griechische Philosophie zu legen, und begaben sich deshalb entweder zu Rom, wo es an griechischen Lehrern nicht fehlte, zu einem dieser Philosophen, oder sie reisetten, um aus der Quelle selbst zu schöpfen, nach Griechenland.

So war es auch im Ganzen genommen noch zu Persius Zeiten, nur daß die Verderbnis der Sitten einige Abänderungen herbeygeführt hatte. Zuerst nämlich bekam die vornehme römische Jugend immer mehr Abneigung gegen die kriegerische Laufbahn, je mehr die Weichlichkeit der Sitten überhand nahm. Den Kaysern selbst war an diesen entnervten Kriegern nicht viel gelegen, denn man zog schon jetzt Provincialsoldaten und selbst Barbaren ihnen vor, und beförderte diese zu den höchsten militärischen Würden, weil man zu ihrer Tapferkeit, so wie zu ihrer Treue mehr Vertrauen hatte. Der grö-

fsere Theil der jungen Römer, wenn er sich ja um Bedienungen bewarb und nicht lieber im Privatstande das väterliche Erbgut verzehrte, warf sich in das Civilfach. Da nun aber die Gunst der Kayser und ihrer Günstlinge ein weit sicherer Weg zu Bedienungen war, als Geschicklichkeit, und da Beredsamkeit eine unnütze Kunst geworden war, so wurden die Vorbereitungswissenschaften, Beredsamkeit und Philosophie sehr vernachlässigt. Man trieb sie zwar wohl noch; die jungen Römer besuchten die Schulen der Rhetoren, übten sich in der Declamation, studirten die Gesetze, ließen sich von Philosophen (vorzüglich aus der stoischen Schule) unterrichten: aber alles dieß war mehr Spiegelgefecht, als Ernst. Man trieb diese Studien, weil es nun einmahl so hergebracht war, ohne sie eigentlich zu lieben, machte daher auch natürlich keine Fortschritte in denselben, und suchte dafür das Leben so rasch als möglich zu genießsen, indem man sich mit der größten Unbesonnenheit in alle Arten von Ausschweifungen stürzte.

Gegen Jünglinge dieser Art ist nun diese Satyre gerichtet. In der angenommenen Rolle eines Hausphilosophen, dergleichen die vornehmen Römer theils zu ihrer eigenen Unterhaltung, theils zur Unterweisung ihrer Söhne hielten, führt uns der Dichter in das Schlafzimmer seiner Zöglinge, die er, weil sich die gestrige Abendschwelgerey

bis tief in die Nacht verlängerte, noch jetzt — nahe am Mittag schnarchend im Bette antrifft. Der Text, welchen der Lehrer seinen Zöglingen nun lieset, giebt uns Gelegenheit, diese jungen Herren und ihre Lebensart näher kennen zu lernen.

Man schnarchet noch. Alle Geschäfte wurden von den Römern gleich mit Anbruche des Tages abgethan, und diese Zeit zu verschlummern wurde bey ihnen in einem weit höheren Grade für schimpflich gehalten, als bey uns. — Was die Faulenzerey der jungen Herren hier noch weniger verzeihlich macht, ist, daß es gerade die Mitte des Sommers und die größte Hundstags-hitze ist.

Ruft von den Zöglingen jetzt Einer. Das Original hat *Comites*. So nannte man eigentlich junge Leute, die sich im Gefolge irgend eines berühmten Mannes befanden, um unter seiner Anweisung die bürgerlichen Rechte und Staatswissenschaft, oder die Kriegskunst praktisch zu erlernen. Wenn aber hier die jungen Schläfer *Comites* genennt werden, so kann man dieß auf eine doppelte Art erklären, entweder in Rücksicht auf den Lehrer, und dann war es eine sehr ehrenvolle Benennung, die man von jener frühern Gewohnheit beybehalten hatte, und man übersetzt es dann am richtigsten durch Zöglinge.

Oder es steht in Rücksicht auf ihre Verhältnisse unter einander, indem sie theils an dem Unterrichte des Lehrers gemeinschaftlich Theil nahmen, theils Gesellschafter und Gespielen von einander waren. In dieser letztern Bedeutung kommt *Comites* auch unten (*Sat. IV.*) vor.

Geschwind komm' Einer her! Es darf uns nicht wundern, daß der junge Herr mehr als einen Sklaven zu seiner Bedienung hatte, wenn wir uns erinnern, wie groß der Sklavenluxus bey den Römern war. So bekam z. B. Horaz, der Sohn eines Libertus, aus einer Provinzialstadt und von sehr mittelmäßigem Vermögen, als er zur Erziehung nach Rom geschickt wurde, von seinem Vater mehrere Sklaven zur Bedienung mit, ohne daß er deßwegen Vorwürfe für seinen Vater fürchtete. Er selbst rühmt auch seine eigene Frugalität, und erzählt, daß sein kleiner einfacher Abendtisch nicht mehr als drey Sklaven beschäftige, einen Koch, einen Tafeldecker und einen Mundschenken.

Es brülle Einer aus Arkadien. Unter den Eseln waren die Arkadischen mit die geschätztesten (*Plin. H. N. lib. VIII. c. 43*). Vielleicht war auch ihr Geschrey stärker. Überhaupt sollen diese Thiere im Oriente sich vor ihren occidentalischen Brüdern durch Gröfse, Munterkeit und Schnellfüßigkeit zu ihrem Vortheile sehr auszeichnen.

Jetzt wird ein Buch herbegeholt u. s. w. Das Handwerkszeug, das dem jungen Herrn hier zu seiner literarischen Arbeit gereicht wird, ist 1) ein Buch, woraus er excerpirt, oder übersetzt, oder parodirt; 2) Membranen, wahrscheinlich hier nur eine Art Portefeuille, um seine Papiere zu verwahren; diese waren glatt gehärt (*positis capillis*) und auf der Außenseite von andrer Farbe, als inwendig (*bicolor*), wie sie auch bey uns gearbeitet werden; 3) Das eigentliche Papier (*chartae*) worauf er schreibt; es war aus der ägyptischen Papyruspflanze bereitet, viel feiner und dünner, als das unsrige, und ward daher auch nur auf einer Seite beschrieben; 4) die Feder (*arundo nodosa*, oder *calamus*, auch *fistula*), wozu man statt unserer Gänsekiele Rohr nahm; 5) die Dinte (*sepia*), die man aus dem Saft des Dintenfisches bereitete.

Übrigens merkt man deutlich, daß der junge Herr nicht mit der besten Laune, noch mit größser Arbeitslust erwacht und nur halbgezwungen sein Tagewerk beginnt. Diese Zeichnung eines vornehmen, weichlich erzogenen und arbeitsscheuen Jünglings scheint sehr geglückt zu seyn. Man erkennt den Rang seiner Familie nicht nur an der zahlreichen Bedienung, an dem vollständigen, und wie es scheint, eleganten literarischen Apparate, den Einer von seiner Bedienung in Verwahrung hat und ihm Stück für Stück hin-

reicht, sondern auch an seinem ganzen Ansehen, an dem Tone, in welchem er mit seinen Leuten spricht, seinem Rufen, seinem Unwillen, daß nicht schon Alles bey seinem Erwachen seine Befehle erwartet. Der Umstand, daß er sich Alles in die Hände geben läßt, bey der geringsten Kleinigkeit sich nicht selbst zu helfen weiß, immer auf Andrer Hülfe sich verläßt, und so wie ihm etwas fehlt, in weinerliche Klagen ausbricht: Wie gut charakterisirt er nicht die Weichlichkeit seiner Erziehung! Nicht eher legt er eine Hand an das Werk, als bis nach vielen Vorbereitungen der ganze Apparat herbeygetragen und vor ihm ausgebreitet worden und Alles in gehöriger Ordnung ist, der mindeste Umstand veranlaßt ihn zu einem Aufschube und man merkt es ihm deutlich an, wie ungern er an die Arbeit geht. Und welchen Schluß muß man nicht aus der eingetrockneten Dinte auf seinen gestrigen Fleiß machen!

So weit ist's schon mit dir gekommen u. s. w. Scheuest du in einem solchen Grade Mühe und Anstrengung, so ist es ein Wunder, daß du nicht lieber auch Andre für dich kauen läßt? — Prinzenerziehung steht hier als Muster weichlicher Erziehung überhaupt.

Wie kann ich aber auch mit einer Feder, wie diese ist, studiren? Selbst aus diesen Worten blickt, wenn ich nicht

irre, der die Wissenschaften nur *pro forma* treibende Jüngling hervor. Sobald er die Feder zum Schreiben ansetzt, meynt er zu studiren; und die *Conditio sine qua non* zum Studiren ist ihm — eine wohlgeschnittene Feder.

Wirst als ein Thor bey aller Welt verschrieen. Ich nehme *effluere* hier in einem auch bey Prosaikern sehr gewöhnlichen Sinne, nämlich für bekannt werden, in das Gerede kommen. *Effluis amens* kann, wie man leicht sieht, nicht von einem Menschen gesagt werden, den man mit einem schlecht gebrannten Topfe vergleicht, welcher für die Dauer nicht viel verspricht.

Ein Salzfaß. Auf keine Art von Hausgeräth schienen die Römer einen höhern Werth zu legen, als auf das Salzfaß. In den alten Zeiten römischer Frugalität war es das einzige Geräthe, bey welchem man sich einigen Luxus erlaubte, und welches man wo möglich von Silber zu haben suchte. Eben deßwegen sorgte man dafür, es auf seine Erben zu bringen und es wurde eines der wichtigsten Erbstücke, indem man etwas darein setzte, ein vom Vater und Großvater ererbtes Salzfaß zu haben. Es behauptete auch späterhin noch diesen Werth in den Schilderungen der Dichter, wenn sie ein Hauswesen beschreiben wollten, wo noch alte Frugalität herrschte; und das ist auch der Sinn dieser Stelle. Der Dich-

ter läßt den Jüngling seinen geringen Eifer in Erlernung der Philosophie damit entschuldigen, daß er dieses Studiums nicht bedürfe, indem er so viel besitze, um als ein rechtlicher Mann sein ordentliches mäßiges Auskommen zu haben.

Übrigens erhellet auch aus dieser Stelle, daß man damals schon angefangen hatte, die Philosophie und die Wissenschaften als ein ordentliches Gewerbe anzusehen, das seinen Mann nährte. Das war in dem Zeitalter Cicero's und vorher, wo man die Wissenschaften aus edlern Absichten, um ihrer selbst willen, oder allenfalls auch als Hülfswissenschaften der Beredsamkeit, der Rechts- und Staatswissenschaften betrieb, nicht so, und trug nicht wenig dazu bey, die Gelehrsamkeit in Verachtung zu bringen. Schon dieser Jüngling äußert die Idee, daß der Wohlhabende der Wissenschaften entbehren könne, so wie ein Anderer sich für zu vornehm hielt, um ein Philosoph zu werden.

Aus der Thusker Blut. Bey der ersten Gründung Roms ließen sich viele Hetrurische oder Thuscische Familien daselbst nieder, und von ihnen abzustammen, rechnete man sich späterhin zu großer Ehre an.

Geh mit deinem Ritterzeuge. Das Original hat *phalerae*, worunter man eigentlich das Reitzeug versteht. Vermuthlich will aber der Dichter hier die ganze Rüstung eines römischen

Ritters verstanden haben, wenn er bey der jährlichen Musterung, mit der *angusticlavia* geschmückt, vor dem Censor, als Musterinspector vorbey paradirte, und dabey eine Art militärischer Begrüßung gegen denselben beobachtete.

Dem wüsten Natta gleich. *Dis-cinctas* drückt wie *dissolutus*, Zügellosigkeit, Ausgelassenheit aus. Wer übrigens dieser Wüstling, Natta, gewesen sey, kann uns ziemlich gleichgültig seyn.

Der ehrne Stier von Phalaris. Eine Anspielung auf die bekannte Erzählung von Perillus, einem Atheniensischen Künstler, der einen Stier von Bronze verfertigte, in dessen Inneres man einen Menschen einschließen konnte. Machte man den Stier heifs, so brachte das Angstgeschrey des darin verschlossenen Unglücklichen einen Ton hervor, der dem Gebrülle eines Stieres gleich kam. Der sonst ungerechte und grausame König von Agrigent in Sicilien, Phalaris, war hier gerecht genug, an dem unmenschlichen Künstler, der sich dem Tyrannen dadurch zu empfehlen hoffte, die erste Probe machen zu lassen.

Und war das Schwert u. s. w. Damokles, einer von den Tischgenossen des Dionysius, Königs in Syrakus, pries das Glück seines hohen Gönners. Dionysius, um ihm zu zeigen, wie wenig er dieß Glück genieße, liefs ihn einmahl bey der Tafel ganz seine Rolle spielen und

ihn königlich bedienen. Damokles nahm sich dabey vortreflich, bis er endlich ein bloßes Schwert erblickte, welches gerade über seinem Haupte an einem Pferdehaare von der Decke herab hing. Da sprang er auf und fand seinen Ehrenplatz nicht weiter beneidenswerth.

Des Cato stolzen Sterbemonolog.
In den Schulen der Rhetoren und Grammatiker war es gewöhnlich, Stücken aus Gedichten, Tragödien und so weiter memoriren, oder auch Reden ausarbeiten zu lassen, welche dieser oder jener berühmte Mann bey einer gewissen Gelegenheit gehalten haben konnte, und welche dann declamirt wurden. Allein hier ist die Rede von einem Knaben, in dem Alter, wo man sich noch mit dem Kreisel herumtreibt. Für dieses Alter, wo man in Rom nur den Unterricht des Hauslehrers genoß, scheinen diese Übungen nicht zu passen. Aber eben das will der Dichter hier zu verstehen geben, daß der *insanus magister*, um in Gegenwart der hochgeneigten Auditoren mit seinem Zöglinge Parade zu machen, ihm Arbeiten aufgegeben habe, die weit über die Kräfte des Knaben gingen. Der Herr *Paedagogus*, oder vielmehr einer der hungrigen Rhetoren, deren es damahls in Rom so viele gab, die durch Unterricht in der griechischen Sprache und der Beredsamkeit ihren Unterhalt suchten, hat dem Knaben aufgegeben, in der Person des großen Cato, der

den Untergang der römischen Freyheit nicht überleben mochte und sich daher mit eigener Hand den Tod gab, einen Sterbemonolog, vielleicht aus einer Tragödie genommen, zu declamiren. Der Actus soll, wie gewöhnlich, in Gegenwart des Vaters vor sich gehen, welcher in freudigem Erstaunen über das *ingenium praecox* seines Söhnchens einige gute Freunde dazu bittet, wenn es aber zum Treffen kommt, für Bangigkeit, daß der kleine Cato nicht etwa umwirft, einmahl über das andere sich den Schweiß von der Stirne wischen muß. Aber ehe es noch dazu kommt, macht der Knabe einen Strich durch die Rechnung, da der Catonische Pathos noch gar keinen Eindruck auf ihn macht, und er sich, um diesem Auftritte auszuweichen, eine Augenkrankheit erkünstelt.

Ein geschickter Sechserwurf im Würfelspiele. Unter Griechen und Römern war das Würfelspiel sehr gewöhnlich. Man hatte dazu eine doppelte Art von Würfeln: *tessararum*, wo alle sechs Seiten mit Zahlpunkten versehen waren, und *talos*, wo nur vier Seiten Zahlen hatten, die zwey übrigen aber convex waren, so daß der Würfel nie darauf ruhen konnte. Bey dem Spiele mit den *Talis*, von dem hier die Rede ist, hatte man vier Würfel (bey den *Tessararum* nur drey); die eine Seite war mit sechs, die gegen über stehende mit eins, die andern beyden mit

vier und drey bezeichnet. Beym Spiele selbst ward, je nachdem man warf, zugesetzt oder weggenommen. Der glücklichste Wurf war der, wenn jeder Würfel eine andre Zahl zeigte: 1. 3. 4. 6. Dieser hieß *jactus venerens*. Ein eben so glücklicher war der *Senio* (welchen Persius hier erwähnt) wenn nämlich auf jedem Würfel die Sechs oben lag. Der unglücklichste war der Hundewurf, der *jactus caniculus*, wenn man nämlich auf allen Würfeln eins warf.

Ein andres Knabenspiel war, Steinchen aus einer gewissen Entfernung in einen Becher oder eine Flasche zu werfen.

Die hochgelehrte Halle, die mit lang behosten Medern ausgeschmückt ist. Die Stoa, ein bedeckter, zum Spazirengeln bestimmter Säulengang, von der die berühmte philosophische Schule den Namen hatte, war zugleich eine Art öffentlicher Gemähldegalerie. Es befanden sich hier vorzüglich historische Gemählde von den Siegen der Griechen über die Perser, die bey den Römern sehr häufig auch Meder genannt wurden. — Bekanntlich sind lange, weite Hosen, die bis an die Fersen herabgehen, eine Nationaltracht der Orientaler.

Bey Hülsenfrucht und grobem Gerstenbreye. Die Stoiker, welche eben so, wie die Cyniker den Grundsatz hatten, das Entbehrliche zu entbehren, schrieben ihren Zöglingen

eine sehr harte Lebensart vor. Nun war eine der vorzüglichsten Zierden des jugendlichen Putzes langes zierlich gelocktes Haar, und daher war das gewöhnliche Epitheton für römische Stutzer, *cirrati*. Die Stoiker aber schoren sich, als eine Art von Abtödtung des Fleisches, den Kopf, wie sonst nur Sklaven und Leute vom niedrigsten Stande thaten. Hülsenfrüchte und Polenta, eine Art Brey aus Gerstenmehl mit Wasser eingerührt, war die gewöhnliche Nahrung der ärmern Volksklassen, so wie es die Letztere noch gegenwärtig in Italien und den Türkischen Ländern ist.

Der Buchstab des Crotoners, der oben in zwey Äste sich zertheilt. Pythagoras, aus Crotona auf der Insel Samos, hatte viel mit Zahlen und Buchstaben zu thun, um übersinnliche Wahrheiten und Lebensregeln auf eine, nur den in seinen Bund Eingeweihten verständliche Art, zu versinnlichen. Der Buchstabe Y war ihm ein Sinnbild des menschlichen Lebens, in welchem nach der unschuldigen Sicherheit des kindlichen Alters sich zwey Wege eröffnen, der der Tugend und der des Lasters.

Giebt's wohl ein Ziel, wornach u. s. w. Hast du dir einen obersten Grundsatz für deine Handlungen gewählt? Oder lebst du ohne feste Grundsätze, wie Zeit und Umstände, deine Leidenschaften und die Laune des Augenblickes es mit sich bringen? — Das erste Bild,

welches der Dichter hier gebraucht, ist von einem Reisenden hergenommen, der sich ein festes Ziel seiner Reise vorsteckt, und ohne es je aus dem Auge zu verlieren, gerade darauf losgeht. Das Gegentheil thun Knaben, die mit Koth und Steinen einen Vogel verfolgen, der jetzt auffliegt, dann sich wieder nieder läßt, wieder in einer andern Richtung fort fliegt und so seinen Verfolger bald vorwärts, bald rückwärts zu gehen nöthigt: davon ist das zweyte Beyspiel hergenommen.

Dem Craterus. Craterus war ein berühmter Arzt zu den Zeiten Augusts, dessen Horaz und Cicero gedenken. Hier steht sein Name anstatt eines Arztes überhaupt.

Dafs in dem reichlich angefüllten Keller des Schutzpatrones u. s. w. Von Alters her war es in Rom gewöhnlich, dafs für die Führung eines Processes dem Sachwalter nichts bezahlt wurde. Es gehörte nämlich in den ältesten Zeiten, wo noch jeder Bürger aus dem plebejischen Stande einen Patricier zum Patron hatte, zu den Pflichten des Letztern, seinen Clienten vor Gerichte zu vertheidigen, ohne etwas dafür zu nehmen. Auch in der Folgezeit, wo junge Römer die Führung eines Processes als ein Mittel ansahen, sich beliebt zu machen und sich den Weg zu Ehrenstellen zu bahnen, liefsen diese sich an der Ehre begnügen. Aber nach und

nach fing doch auch Mancher an, ein *monumentum marsi clientis* nicht zu verschmähen, und dieß riß denn so sehr ein, daß man im Jahre 550 diesem Unwesen durch die *legem Cinciam* steuern mußte. Das Gesetz kam bald wieder in Vergessenheit; Augustus schärfte es von Neuem ein und bestimmte den vierfachen Werth des Geschenkes zur Strafe für jeden Übertretungsfall. Auch der *Imperator Claudius* wiederholte dieses Gebot, bestimmte aber schon eine gewisse Summe, die einem Patrone zu nehmen erlaubt seyn sollte, bis es erst nach Trajans Zeiten gewöhnlich ward, ein ordentliches Honorarium zu fordern. Allein schon vorher unterblieb es trotz aller Verbote nicht, und die *Patroni causarum* wußten durch allerhand Künste dieß Gesetz zu umschiffen.

Die hier genannten Geschenke haben manchem zu geringfügig geschienen; allein es sind doch Alles für die Haushaltung brauchbare Dinge, und sicher waren das die gewöhnlichen Geschenke, die ein Umbrischer Landmann zu bringen pflegte; das Gewöhnlichste mußte aber der Dichter vorzüglich nennen, wenn seine Beschreibung treffend seyn sollte.

Der bockenden Centurionen Einen.
Die Centurionen, worunter man nun gerade nicht bloß Hauptleute, sondern überhaupt Militairpersonen zu verstehen hat, charakterisirt Persius durchgängig als rohe Menschen und erklärte Feinde

aller Philosophie sowohl, als der griechischen Eleganz. Eine gewisse Renommisterey, rohe Sitten, Nachlässigkeit im Anzuge scheinen sie für nothwendige Erfordernisse ihres Standes gehalten zu haben. Die Ursachen davon lassen sich leicht finden. Der vornehmere und reichere Römer scheute die Beschwerden und Gefahren dieses Standes, und so nahmen nur die Ärmern der Nation, Leute aus der Provinz, selbst Ausländer, Kriegsdienste; und die Kayser selbst hatten diese lieber, als die vornehmen Weichlinge, auf welche sie sich in jeder Rücksicht weniger verlassen konnten. Leute dieser Art hatten natürlich von Hause aus nicht die beste Erziehung; ihre Verachtung der Eleganz und der Wissenschaften hatte also ihre ganz begreiflichen Ursachen. Zugleich fing aber auch der Soldat schon an, seine Wichtigkeit zu fühlen. Die Armee hatte bereits die Entdeckung gemacht, daß die Besetzung des Thrones vorzüglich von ihnen abhing und durch die Schmeicheleyen der Kayser wurden sie hierin auch bestärkt. Dieß Gefühl ihrer Wichtigkeit flößte ihnen nun eine stolze Verachtung gegen alle andern Stände ein, und diese mußten denn natürlich auch die Gelehrten überhaupt, und die Philosophen besonders, mit den übrigen theilen.

Die Bockartigkeit, welche Persius den Centurionen zuschreibt, bezieht sich auf ihre

Abneigung gegen äußerliche Eleganz. In demselben Sinne sagt auch Horaz:

. olet Gorgonius hircum.

Lib. I. sat. II. v. 25.

Ein Arkesilas, ein Solon. Ein treffliches Pröbchen Centurionischer Kenntnisse! den Atheniensischen Gesetzgeber Solon zu einem speculativen Philosophen zu machen, und ihn dem Arkesilas, dem Stifter der stoischen Schule, an die Seite zu setzen.

Aus Nichts wird Nichts u. s. w. Dieser Satz war wirklich ein Axiom fast aller speculativen oder physischen Philosophen vor Sokrates, aus der sie die Ewigkeit der Materie und der Welt erwiesen. Aber auch nachher kamen die neuern philosophischen Schulen wieder auf diesen Satz zurück.

Die ganze Stadt verspottet euch. Bey dem gemeinen Volke war griechische Philosophie überhaupt als etwas Unrömisches verhaßt. Besonders aber waren Cyniker und Stoiker, von denen viele in einem sehr schmutzigen Anzuge und dabey mit der Miene der wichtigsten Meditation im Publikum erschienen, ein Gegenstand des Spottes. — Unter der wohlgenährten Jugend versteht vielleicht der Centurio vorzüglich die Herren vom Militair.

Ach! fühle doch den Puls! u. s. w. Mit diesen Worten bricht der Dichter ganz uner-

wartet ab, und giebt einen Commentar zu den Worten des Centurionen: Mir bin ich schon klug genug! Eine Krankheit, will er sagen, ist um so gefährlicher, je weniger der Kranke weiß, wie es eigentlich mit ihm steht, und je weniger er Alles das thut, was ihm die Arzneykunst, als dienlich vorschreibt. Leidenschaften und ungezügelte Begierden sind die Krankheiten eurer Seele. Wollt ihr nicht glauben, daß ihr krank seyd, verschmäht ihr die Philosophie, welche allein eurem Geiste Gesundheit verschaffen kann, so seyd ihr um kein Haar besser dran, als der Kranke, welcher in der ersten fieberfreyen Periode sogleich zu der Lebensart zurückkehrt, welche ihn zuerst auf das Krankenlager geworfen hatte.

Die feingewürzte Leckerey. So glaube ich, hier die *uncta pulmentaria* übersetzen zu müssen. Man verstand unter *pulmentum* oder *pulmentarium* Alles, was man als Zukost zum Brode aß, als Fleischspeisen, Gemüse etc. besonders aber solche, die man mehr des Appetits wegen genoß. Hier ist es irgend ein Backwerk, welches man zum Weine aß. Auch selbst nach der Mahlzeit konnte dieser Schwelger den Wein nicht ohne einen leckerhaften Zubiß genießen.

Die Trompete erschallet u. s. w. Eine Beschreibung der gewöhnlichen Leichen-cärimonieen. Die Bürger von gestern her sind

die Sklaven, welche durch das Testament des Verstorbenen die Freyheit erhalten haben, und nun heute bey dem Leichenzuge ihres Herrn zum ersten Mahle mit ihrem Freyheitshute prangen.

Nun wohl so untersuche u. s. w. Der Dichter macht sein Gleichniß deutlicher, indem er den jungen Römer, welcher es nicht versteht, und es für eine Erinnerung an körperliche Krankheit hält, über dessen wahren Sinn belehrt.

Mehl, in ordinärem Siebe gesiebt. In dem größern Siebe, wo das grobe Mehl nicht von dem feinen abgesondert wurde. Das Mehl, aus dem der gemeine Römer sein Brod buck, war mehr eine Art Schrot. Man dörnte das Getreide, zerstiess es in einem Mörsel oder mahlte es auf einer Handmühle und siebte es dann.

Vierte Satyre.

Casaubonus bemerkt, daß verschiedene alte Handschriften des Persius nicht sechs, sondern nur fünf Satyren zählen, und namentlich die vierte mit zur dritten rechnen. Und in der That scheint der verwandte Inhalt beyder Satyren diese Behauptung zu rechtfertigen; so wie nämlich die dritte Satyre eine Empfehlung der Philosophie enthält, so wird dasselbe Thema hier weiter fortgeführt. Dort hatte er überhaupt den trägen und weichlichen Jünglingen seines Zeitalters ernstes Studium empfohlen, und um den Einwendungen des Centurio zu begegnen, welcher sich selbst für klug genug hielt und also die Philosophie füglich entbehren zu können glaubte, den Satz anschaulich gemacht, daß es um den Kranken am gefährlichsten stehe, wenn er seine Krankheit selbst nicht kenne. Als solche Kranke, die es am wenigsten zu seyn glaubten, nennt er den Habsüchtigen, den verliebten Geck, den Lecker-

haften, Den, welchen Furcht, Schreck und Zorn zu sehr beherrschen. In diesen Beyspielen fährt er nun fort. Auch der ehrgeizige Jüngling, der, ohne vorher seine Kräfte gehörig geprüft zu haben, im Vertrauen auf Familienverbindungen, und Schönheit, und in der Absicht, sich ein gemächliches Leben zu verschaffen, nach Volksgunst und Ehrenstellen strebt, gehört unter diese gefährlichen Kranken, denen man eine Portion Nießwurz empfehlen muß. — Man bemerke, um sich von der nahen Verbindung beyder Satyren zu überzeugen, die Ähnlichkeit des Ausdruckes. Den vom Zorne beherrschten, nannte er oben *non sanum*; dem eiteln und ehrgeizigen Jünglinge rath er Nießwurz. — Gegen alle diese Krankheiten der Seele empfiehlt er nun vor allen Dingen Selbstkenntniß, an der es aber die meisten Menschen fehlen ließen und dagegen lieber die Fehler Anderer, als ihre eigenen aufsuchten.

Übrigens nehmen die Ausleger an, daß Persius bey dem Alcibiades, welchen Sokrates hier zur Selbstprüfung ermuntert, den Nero im Sinne gehabt habe. Diese Behauptung hat in der That Manches für sich. Nero war bey dem Antritte seiner Regierung ein Jüngling von siebzehn Jahren. Seine Mutter, Agrippina sowohl, als Seneca und Burrhus, die seine vornehmsten Rathgeber waren, und er selbst thaten Alles, um die gute Meynung des Volkes auf

seine Seite zu bringen; und dieß gelang ihnen auch so wohl, daß er sich während der erstern fünf Jahre seiner Regierung die allgemeine Liebe erwarb. Gerade um diese Zeit war es, wo Persius, der im achten Jahre von Nero's Regierung starb, seine Satyren schrieb. Einem Manne, wie Persius, der überdieß mit einigen angesehenen Männern in Verbindung stand, konnte es nicht verborgen bleiben, daß dieß Alles nur Maske sey, und wie wenig dieser Jüngling die zur Regierung erforderlichen Geschicklichkeiten habe. Es läßt sich daher kaum vermuthen, daß in den Schriften eines Satyrikers, wie Persius, der noch dazu zunächst nur für seine vertrauten Freunde schrieb, nichts davon durchscheinen sollte. Wir wollen also gern zugestehen, daß der Dichter bey seinem Alcibiades, welchen er übrigens ganz als den Griechen auftreten läßt, an Nero gedacht habe; allein eigentlich war doch seine Hauptabsicht nur auf diejenigen Jünglinge gerichtet, deren Trägheit er in der vorigen Satyre gestraft hatte. In der Rolle des Sokrates, den er mit seinem Zöglinge, Alcibiades, redend einführt, sucht er diejenigen Jünglinge, die, ohne gehörige Geschicklichkeiten zu besitzen, bloß im Vertrauen auf äußerliche Vorthelle, sich nach Ehrenstellen drängten.

Du führst des Staates Ruder?

Wir empfangen hier eine in der That sehr glückliche Nachbildung eines Gespräches des Sokrates mit Alcibiades, wie sie uns Plato's oder Xenophons Dialogen liefern. Die Manier des Sokrates, der Charakter des Alcibiades, so wie überhaupt das ganze griechische Costume ist sehr gut gehalten; und die Unterredung spinnt sich zwischen Beyden zu der Zeit an, wo Alcibiades so eben zu einem öffentlichen Amte ernannt worden ist.

Das unglückselge Theta. Das Verdammungsurtheil wurde durch ein, dem Namen des Angeklagten beygesetztes Θ ausgedrückt, welches Θάνατος bedeutete.

Den Trank, den auf Anticyra man baut. Anticyra, eine Insel im Ägeischen Meere, war wegen ihres reichen Ertrages an Niefs- wurz berühmt. Jemanden Niefs- wurz empfehlen, heisst aber so viel, als ihn für einen Hirnkranken erklären, indem dieß das Specificum der Griechen und Römer gegen den Wahnsinn war.

Im Sonnenschein der Haut zu pflügen. Ein Hauptstück in der Methode der schwelgerischen Römer, ihren Körper zu pflegen, bestand darin, daß sie sich Salben einreiben ließen und sich dann an die Sonne legten. Hier- auf bezieht sich Horaz:

In cute curanda plus aequo operata juvenus.

Lib. I, epist. II, v. 29.

Ich bin der Sohn Dinomache's.

So hieß die Mutter des Alcibiades, durch die er mit den größten Häusern Athens in Verbindung stand. Eben diese Verbindungen und seine Schönheit waren es, worauf er sich so viel einbildete.

Die zerlumpte Baucis. Wahrscheinlich ein damals wohlbekanntes Hökerweib, welches Kräuter und Blumen feil hatte. — Auch unter den Sklaven, wenn sie nachsichtige Herren hatten, gab es solche, die nach ihrer Art die Stutzer machten und die Elegants von Rom nachzuahmen suchten. Sie vorzüglich waren die Kaufleute der Baucis, sie kauften Basilicum, weil dieß vielleicht das wohlfeilste Parfüm war.

Den Quersack auf dem Rücken des, der vor ihm geht. Eine Anspielung auf die Äsopische Fabel von den zwey Taschen, die Jupiter jedem Menschen gab; die eine, wo sie ihre Tugenden aufbewahren, tragen sie immer vor ihren Augen, die andre, worin sie ihre Fehler verbergen, führen sie als Quersack auf dem Rücken. Daher kommt es, sagt Äsop, daß Jeder immer nur an seine guten Eigenschaften denkt, und die Fehler nur von denen sieht, die vor ihm gehen.

Von seinem eigenen Genius verlassen ist. Zufolge der obigen Bemerkung

heißt dieß so viel, als: der sich vor Geiz nichts zu gute thut.

Ich seh ihn noch, wie er u. s. w.
Dieß ist ohne Zweifel eine der schwierigsten Stellen in unserem Dichter. So viel scheint erstlich sicher, daß er von einem festlichen Tage redet, wo dieser Knicker Wohlstandes halber mehr als gewöhnlich aufgehen zu lassen, sich genöthigt sieht. Aber welches Fest der Dichter im Sinne habe, wird aus der Stelle selbst nicht ganz deutlich. Da von den Kreuzwegen, die Rede ist, so denkt man sich gewöhnlich das Fest der Compitalien, welches man im December nach vollbrachter Bestellung des Feldes, den Schutzgöttern der Kreuzwege zu Ehren, feyerte. Dieß ist allerdings nicht unwahrscheinlich. Aber was heißen nun die Worte: *jugum figit ad compita* — er heftete das Joch an die Kreuzwege? — Man rath hier, ohne es jedoch mit irgend einer Stelle belegen zu können, auf einen Gebrauch, der bey diesem Feste Statt gefunden haben soll; nämlich, das Ackergeschirr eines Ochsen (*jugum*) am Scheidewege, wo gewöhnlich ein Altar oder eine kleine Capelle der Laren stand, aufzuhängen. Doch, wie gesagt, dieß sind bloße Vermuthungen, und es kann mir daher nicht unerlaubt seyn, eine andre Erklärung zu versuchen. — Ich verstehe unter *jugum* eine Art von Einzäunung des Feldes durch Pfähle, die man in die Erde schlug und

durch Querstangen verband, so dafs dadurch die Figur herauskam, welche man *jugum* nannte; so wie dergleichen Umzäunungen auch auf unsern Feldern gewöhnlich sind, um Menschen und Vieh davon abzuhalten. Vielleicht that man dies mit einigen religiösen Feverlichkeiten, zu Ehren der Götter, denen die Bewahrung der Gränzen anvertraut war. Dieses Fest der Compitalien fiel vor Eintritt des Winters, wenn die Aussaat vollbracht war. Man nahm hier vielleicht eine Art von Gränzbeziehung vor, und Jeder steckte, sonderlich an Scheidewegen, seine Gränzen ab, um alle mögliche Beeinträchtigungen seines Gebietes, die während des Winters Statt finden konnten, zu verhüten, und Wanderer abzuhalten, über seine Felder neue Wege zu machen, wenn im Winter die alten Wege weniger gangbar waren. Diese neugesteckten Gränzen übergab man vermuthlich dem Schutze der Gränzgötter, und bey dieser Gelegenheit gab denn jeder Hausvater seinem Gesinde ein ländliches Fest.

An dem stumpfen Kreuzweg! So, glaube ich, lassen sich die *pertusa compita* am natürlichsten erklären. Das Feld des Geizhalses hat eigentlich von dem Wege begränzt einen rechten Winkel formirt. Nun hat er gern sein Feld auf Kosten des Weges noch arrondiren wollen; in der Spitze des Winkels ist dies aber wegen der hier stehenden Statüe oder Kapelle nicht angegan-

gen; also hat er auf beyden Schenkeln des Winkels vom Wege abpflügen müssen, so daß also der bisher rechte Winkel dadurch zu einem stumpfen geworden ist.

Laßt's euch schmecken! Eine Art Tischwunsch, den der Geizhals, freylich nicht, ohne daß ihm dabey ein unwillkührlicher Seufzer entfährt, an seine Leute richtet. — Was er ihnen vorsetzt, ist nach unsrer Art ein Mehlbrey, auch damals ein sehr gemeines Bauernessen, aber in dem Hause dieses Knickers ein festlicher Schmaufs, bey dessen Erblickung seine Leute vor Entzücken in die Hände klatschen. — Er selbst, um den Aufwand nicht allzugroß zu machen, nimmt mit einer Zwiebel vorlieb, die er, um ihre Quantität nicht zu verringern und dann mehrerer zu seiner Sättigung zu bedürfen, lieber mit der äufsern groben Schale genießt. Als Herr von Hause erlaubt er sich für seinen eigenen Leib einen Becher Wein; aber welch ein Getränk! Es ist an sich bloß eine Art von Nachwein, den gemeine Leute sich dadurch bereiteten, daß sie auf die schon gekelterten Trauben Wasser gossen; aber auch von diesem trinkt er nicht täglich, sondern er hat sich von der letzten festlichen Gelegenheit den Rest einer Flasche für heute aufgespart. Es ist nichts als kahnige Hefe, der kein Geschmack mehr abzugewinnen ist; und davon trinkt er nun allein, nicht ohne Wohlbe-

hagen, indessen sich seine Leute an ihrem Mehlbrey genügen lassen müssen.

Hast aber du u. s. w. Das Bad war der Ort, wo der Römer seine Erholungsstunden zubrachte, und mit seinen Bekannten, deren er immer daselbst antraf, sich von diesem und jenem unterhielt. Aber auch nach dem Bade gab es Gelegenheit genug zur gesellschaftlichen Unterhaltung; man liefs sich nämlich dann Salben einreiben, und legte sich nackend an die Sonne, wobey denn die Wollüstlinge sich oft den schändlichsten Ausschweifungen überliefsen. — Der Herr, welcher in dem Bade so viel von dem Vectidius zu erzählen wufste, hat sich nun heraus an die Sonne begeben, wo ihn ein noch schlimmerer Lobredner erwartet, als er dem Vectidius war, indem ein Unbekannter ihn belauscht und hernach die schändlichsten Dinge erzählt, die er an ihm bemerkt haben will. — Die folgende ekelhafte Stelle ist übrigens der Verteutschung nicht fähig.

So hacken wir u. s. w. In diesen Worten haben wir das ganze Thema des letztern Theils dieser Satyre: Jeder fällt mit Vergnügen über die Fehler des Andern her, und ergreift die erste beste Gelegenheit, ihn zu lästern, indessen er doch durch seine eigenen Laster einem Dritten zu noch abscheulichern Schmähungen Stoff giebt.

Wenn du dem Wucherer - Gesetz

am Puteal mit schlauer Vorsicht manchen Riss versetzt. Nichts kann wohl den Interpreten mehr auffordern, eine neue Erklärung einer Stelle zu wagen, als wenn schon viele seiner Vorgänger in dieser Absicht ganz verschiedene Wege eingeschlagen sind; denn es läßt sich dann nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der natürliche und wahre Sinn einer solchen Stelle noch zu finden übrig ist. Dies ist nun in der gegenwärtigen Stelle ganz der Fall. — Das *Puteal multa cautus vibice flagellas* soll nach Casaubonus heißen: du treibst dich unablässig auf dem Forum und vor Gerichte herum, führst immer Processe; oder auch: du läufst, ein andrer Nero, des Abends auf den Straßen herum, um die Vorübergehenden zu necken und zu schlagen; nach Marcilius: du bist im Gerichte eine Geißel für die Angeklagten, ein ungerechter Richter; nach Salmasius: du gehörst zu den Wuchern, welche, wenn sie gerade keinen Zuspruch haben, sich die Langeweile durch — ich weiß nicht, welches Spiel vertreiben; nach Fülleborn: du saugst als Wucherer Jeden aus, der in einer Bedrängniß seine Zuflucht zu dir nimmt. Ungeachtet diese letztere Erklärung ohne Zweifel die richtigste ist, so scheint doch auch sie den Sinn des Originals noch nicht ganz zu erschöpfen. — *Puteal* heißt eigentlich jeder öffent-

liche Platz um einen Brunnen herum; κατ' ἐξωχὴν
 heisst aber das *Puteal Labonis* so, wo die Wu-
 cherer ihre Geschäfte öffentlich trieben, (Man
 sehe Wieland zu Horazens Episteln S. 314.)
 und wo denn auch wahrscheinlich die zu Ein-
 schränkung des Wuchers gegebenen Gesetze ange-
 heftet waren, oder wo doch wenigstens gewiss
 auf deren Beobachtung strenge gesehen wurde. So
 deutet also *Puteal* an sich nicht auf willkührli-
 che Gelderpressungen und Betrügereyen hin, son-
 dern es kann für eine öffentliche, gesetzmässige
 Einrichtung gelten. Ist nun dies der Fall, so
 heisst das *Puteal* bekommt Schläge (*flagellatur*,
vapulat) nichts Andres, als die daselbst bestehen-
 den Verordnungen und Gesetze werden verletzt;
 und zwar weifs der, zu welchem *Persius* spricht;
 die Wucherergesetze so vorsichtig (*cautus*) und
 geschickt zu umschiffen, dafs er defshalb gar nicht
 verantwortlich werden kann.

*Mag sein Geschenk der Haufen
 wiedernehmen.* Die Lobsprüche, die du vom
 grossen Haufen erhältst, sind nicht Tribut, den
 er deinen Verdiensten zollt, denn er kann Ver-
 dienste nicht schätzen, und du hast keine; sie
 sind blofs ein Geschenk, das du, ohne Schaden zu
 leiden, von dir weisen kannst, sobald du dafür
 an Selbstkenntnifs gewinnst.

Fünfte Satyre.

Der Hauptgegenstand dieser Satyre ist die Chimäre, welche sich die ausgearteten Römer von Freyheit bildeten, und die Einleitung hierzu macht das Lob des Cornutus, welcher hierüber anders denkt und auch seinen Schülern edlere und richtigere Begriffe von Freyheit einflößt.

Persius ist nämlich im Begriffe, seinem Lehrer Cornutus eins seiner Gedichte vorzulesen, welches mit dem von hochtrabenden Dichtern ziemlich abgenutzten Wunsche, hundert Zungen zu haben, beginnt; und da Cornutus ihn unterbricht und diese ihm sonst fremde Schwülstigkeit mißbilligt, so erklärt Jener, daß er sich nur deshalb hundert Zungen wünsche, um seine Dankbarkeit und Verehrung auszudrücken. Von ihm, dem er die Bildung seines Geistes sowohl als seines Herzens verdanke, sollten die Römer lernen, was Freyheit ist; sie sollten erfahren, daß nicht der Frey ist, welcher der

Geißel seines Herrn entronnen, mit unter den Bürgern geht, daß nur der Weise sich des Besitzes der Freyheit rühmen kann, und daß dagegen Habsüchtige, Schwelger, Wollüstlinge, Ehr-süchtige und Abergläubische Sklaven sind.

Es ist ein alter hergebrachter Brauch u. s. w. Hat Persius sonst überall, wo er hinblickt, Grund zu Mißvergnügen und Unmuth, so thut es nun seinem Herzen um so wohler, seine Augen auf einen Mann richten zu können, welcher seinem Ideale von ächter Lebensweisheit so vollkommen entspricht, und mit doppeltem Feuer richtet er daher sein Gedicht an ihn. Doch auch hierbey kann er den Satyr nicht verleugnen, sondern er muß Gelegenheit finden, über die hoch klingenden und doch leeren Floskeln der Dichter sowohl, als über die Grimmassen der Schauspieler, welche die Stelle des Ausdrucks von Empfindung vertreten sollen, zu spotten.

Des Parthers Wunden, der das tödliche Geschoss an seinen Hüften spannt. Diese so verschieden ausgelegte Stelle hat allerdings einige Schwierigkeiten, die aber, wie mich dünkt, grossentheils verschwinden, wenn man sich des Gesichtspunktes erinnert, aus welchem die damaligen Römer die Parther betrachteten. Diese mächtige und kriegerische Nation

widersetzte sich mit ausdauerndem Glücke den römischen Eroberungsplänen, und setzte denselben ein unerwartetes Ziel. Je mehr nun die Römer an wirklicher Kraft abnahmen, desto mehr schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, diese verhafsten Nebenbuler bald in Fesseln zu sehen, desto geneigter waren sie, jeden unbedeutenden über sie gewonnenen Vorthail für eine mächtige, Alles versprechende Niederlage zu halten. Von Horazens Zeiten an hielten es daher die Dichter für ein sehr zweckmäßiges Mittel sich die Gunst des Publicums zu verschaffen, wenn sie dessen Ohr mit den erträumten Siegen über die Parther kitzelten; und auf diese hergebrachte Manier wirft Persius hier im Vorbeygehen einen satyrischen Blick. Deshalb ist wohl die Erklärung von Casaubonus unrichtig, welcher *vulnera* activ nimmt, und also die Parther als Sieger dargestellt glaubt. — So oft aber die Parther von römischen Dichtern erwähnt werden, finden wir immer, daß sie mit Achtung von ihren kriegerischen Talenten sprechen; besonders oft wird von ihnen gesagt, daß sie gute Bogenschützen sind und sich häufig der List einer verstellten Flucht zu bedienen, um dadurch ihren nachsetzenden Feind zur Trennung seiner Glieder zu verleiten und dann desto leichter zu überwinden. Der Analogie zufolge können wir also annehmen, daß auch in dieser Stelle des Persius eins ihrer

kriegerischen Manoeuvres erwähnt werde, da die Worte *ducentis ab inguine ferrum* am schicklichsten hierauf bezogen werden können, dies mag nun entweder in einer eigenen Art den Bogen zu spannen, wie ich nach Casaubonus übersetzt habe, oder in der Gewohnheit, den Schwertstreich von unten herauf zu führen, bestanden haben. Dafs sie hier geschildert würden, als ob sie verwundet, den Pfeil aus ihrer eigenen Brust zögen, ist deshalb weniger glaublich, weil sie dadurch als sehr heldenmüthig dargestellt würden, indem sie ihre Unterjochung nicht sehen und daher lieber selbst ihr Leben verkürzen wollten.

Wenn Procnens und Thyestens Töpfe — schäumen sollen. Die gräfslichen Geschichten von Procne und Thyest scheinen Lieblingssüjets der römischen Tragiker gewesen zu seyn. Procne, die Tochter des Atheniensischen Königs Pandion, rächte sich dadurch an ihrem Gemahle Tereus, welcher ihre Schwester Philomele entehrt und ihr dann die Zunge ausgeschnitten hatte, dafs sie ihm den Kopf seines Sohnes bey der Mahlzeit vorsetzte. Von noch ärgern Greueln strotzt die Geschichte des Thyestes, welcher seine Schwägerin verführte, ein Gericht von dem Fleische seines Sohnes vorgesetzt bekam, und endlich seine Tochter entehrte.

Die sich Glykon ohne Salz zum Abendschmaufs oft muſs gefallen laſſen. Glykon, ein bekannter Schauspieler zu Nero's Zeiten muſs, ſagt Persius, die ſchauerhaften Schüſſeln auſſen, welche die Tragiker ihm eingebrockt haben; und was das Schlimmste iſt, ſie haben dabey alles Salz vergeſſen, ſo daſs es ihm doppelt ſchwer fallen muſs, dieſe unverdaulichen Gerichte zu verzehren. — Ich glaube alſo, daſs das *insulsus* keinesweges ein Prädicat des Tadels für den Glykon ſeyn ſoll, deſſen tragische Talente ſehr geſchätzt wurden, ſondern ſich vielmehr auf den Mangel an Feinheit und Witz in den Werken der Dichter bezieht.

Du aber läſſeſt u. ſ. w. Dasselbe Bild gebraucht Horaz von einem ſchlechten Dichter, welcher ſeine Werke durch Wortklang zu heben ſucht:

At tu conclusas hircinis follibus auras
Usque laborantes, dum ferrum molliat ignis,
Ut mavis, imitare.

Lib. I Sat. IV. v. 19. ſqq.

Den Mycenern, In Mycen, einer Stadt in dem Gebiete von Argos im Pelopones, lebten die Nachkommen des obenerwähnten Thyestes, welche ebenfalls verſchiedene Greuelthaten verübten.

Klopf an u. ſ. w. Dies Bild iſt von der

Untersuchung des Töpferzeuges hergenommen, welches schön gemahlt und dabey doch zu schlecht gebrannt oder brandrissig seyn kann, welche Fehler man durch den Klang bey An- klopfen erkennt.

Jene Purpurtoge, die meine Unschuld schützte u. s. w. Die Römer pflegten ihre Kinder wie die ersten Magistratspersonen und triumphirende Feldherren auszuschnücken. Sie gaben ihnen Oberkleider mit Purpurstreifen (*praetextas*), welche außer ihnen nur die höhern Magistrate tragen durften; und hingen ihnen goldene Büchsen (*bullas*) um, welche eigentlich nur einem Triumphator gebührten. Beym Eintritt in das Jünglingsalter legten die Kinder diesen Schmuck ab, weihten ihn den Laren, und nahmen die weiße Toga. — Die Purpurtoge nimmt daher Persius als das Symbol der Kindheit, und diese als den sichersten Schutz der Unschuld.

Schmeichelnde Gefährten. Persius meynt hier die gefälligen Freunde, welche sich des Neulinges so gern annehmen, und so bereitwillig sind, ihn in die Welt einzuführen und in ihren Geheimnissen einzuweihen.

In der Suburrenstrasse. Dies war der Tummelplatz für Roms üppige Jugend; auf welchem man seinen der Schliche noch unkundigen Freund nicht einzuführen verabsäumte.

Und gewann durch dich Charakter, wie die Kunst verlangt. Im Originale wird hier der Erzieher mit einem geschickten Bildner verglichen, welcher es mit einer rohen, ungeformten und der Cultur widerstrebenden Masse zu thun hat, in welche er endlich menschenähnliche Züge bringt und ihr eine Physiognomie giebt.

Ob die der Wahrheit ewig treue Parze u. s. w. Da Persius sonst immer nur seine Empörung gegen das Laster aufdeckt, so überrascht er uns hier um desto angenehmer, wo er von seinem warmen Gefühle für das Gute, von den süßen Empfindungen der Freundschaft und Dankbarkeit, sich bis zu einer lieblichen Schwärmerey hinreißen läßt, bey welcher der Satyr ganz schweigt. Wie leicht geräth nicht der gefühlvolle Freund auf die Ahndung einer natürlichen Verwandtschaft der Geister, und einer gegenseitigen Bestimmung für einander, so wie auf die Idee, daß selbst die todte Natur in diese Harmonie einstimmt? Und um wie viel mehr ist dies nicht einem Dichter zu verzeihen, da diese Idee seiner Phantasie so liebliche Bilder darbietet? — Jupiter galt für einen günstigen Stern, welcher die Wirkungen des Unglück bringenden Saturns aufheben konnte.

In Osten tauschet Dieser. Mit dem

selben Ausdrucke sagt H o r a z von den Kaufleuten, welche im Morgenlande Waaren einkaufen:

Hic mutat merces surgente a sole, ad eum, quo

Vespertina tepet regio.

Lib. I Sat. IV. v. 29. sq.

Cleanthes ein Schüler Zeno's und bekannter Moralphilosoph.

Ja wohl wird's morgen eben so noch gehen! Morgen wirst du die Aenderung deines Sinnes und Lebens wieder auf den kommenden Tag verschieben.

Ein einz'ger Stofs im Kreise. Bekanntlich bestand die Cärimonie der Loslassung eines Sklaven darinne, daß der Herr ihn im Kreisse herumdrehte und ihm zum letzten Mahle eine Ohrfeige gab, worauf ihn auch der Lictor noch einige Mal mit einer Ruthe schlug.

Masurius in den Gesetzrubriken. Die Rubriken oder Überschriften vor den Gesetzen werden hier für die Gesetze selbst gesetzt, so wie die des Masurius für Gesetze überhaupt stehen.

Ehe ich die Großmama aus deinem Herzen reisse. Der Dichter will seinen Zuhörer vorbereiten, und ermahnt ihn im voraus, sich nicht zu erzürnen, wenn er in dem Folgenden seine alten, ererbten und ihm nicht wenig theuren Vorurtheile angreift.

Melicerta, ein Seegott, Sohn der Ino,

welcher sich mit ihm in das Meer gestürzt hatte, um ihrem wüthenden Gemahle Athamas zu entfliehen.

Hast du mit Kreide Jenes dir zuvor, — mit Kohle Dieses angestrichen? Dies bezieht sich auf die Gewohnheit der Römer, einander entgegengesetzte Dinge zur leichtern Übersicht durch schwarze oder weisse Striche zu bezeichnen. So zeichneten sie die glücklichen Tage mit Kreide in ihrem Kalender an, und mit Kohle die Unglücklichen. So sagt Horaz, wenn er fragen will, ob man solche Menschen für verrückt oder für gescheut halten solle:

Sanin' creta an carbone notandi?

Lib. II, Sat. III, v. 246.

Aus einem pantomimischen Ballet des Bathyllus. Bathyllus, ein Freigelassener des Mäcenass, war ein berühmter Tänzer.

Du, der du ein Sklav von so viel tausend Dingen bist u. s. w. Diesen Gedanken legt Horaz seinem Sklaven, Davus in den Mund:

Tune mihi dominus, rerum imperiis hominumque
Tot tantisque minor; quem ter vindicta quaterque
Imposita haud unquam misera formidine privet.

Lib. II, Sat. VII. v. 74 sqq.

Ja Davus u. s. w. Unser Dichter macht hier durch ein Beyspiel den Satz anschaulich,

dafs der noch nicht frey ist, welcher einmal auf einen Augenblick seine Fesseln abschüttelt. Er läfst uns ein Gespräch zwischen dem jungen Chärestatus (aus Terenzens Eunuchus) mit seinem Sklaven Davus hören; worin Jener den festen Vorsatz äussert, seine Geliebte auf immer zu verlassen, und kurz darauf, wenn er sich ihre Trauer darüber vorstellt, wieder unter das alte Joch zurück kehrt.

Schütte Erbsen unter die Partheyen. An mehreren Festen, wie z. B. am Feste der Flora, pflegten die vornehmen Römer, die sich entweder durch die Gunst des Volkes einen Vorthail zu verschaffen gedachten, oder sich sonst blofs einen Nahmen machen wollten, mancherley Spenden unter den Pöbel austheilen zu lassen. Oft bestanden diese Spenden in Hülsenfrüchten, und Horaz sagt daher zu Einem, der auf diese Art sein Vermögen zersplittert:

In cicere atque faba bona perdas?

Lib. II Sat. III v. 180.

Doch wenn Herodis Fest erscheint. Auch im Aberglauben waren die Zeitgenossen unseres Dichters so ausschweifend, dafs sie selbst die religiösen Cärimonieen fremder, von ihnen überwundner Nationen annahmen. Sie feyerten die Feste der Juden, und verehrten mehrere fremde Gottheiten, z. B. die Cybele.

Erzähl einmahl u. s. w. Persius begiebt sich hier der Anmaßung, durch seine Vorstellungen bey Allen viel ausrichten zu wollen. Wer von der Natur einmahl gar keinen Sinn für das Höhere erhalten und mit eingewurzelter Gewohnheit nur an dem Gemeinen hängt, der findet doch, meynt er, diese Sätze lächerlich, und lebt, zufrieden mit seiner Nichtigkeit, auf die alte Weise fort.

Sechste Satyre.

Der Dichter richtet hier seine Satyre gegen die Geizigen, und besonders insofern sie sich bloß darum martern, wuchern und darben, damit einmahl nach ihrem Tode den Erben überall volle Kasten entgegenlachen. Als Einleitung hierzu dient ihm die Erkundigung nach dem Befinden seines Freundes Cäsus Bassus, und die Nachricht, welche er diesem von seinem eigenen, von Verschwendung eben so weit, als von Geiz entfernten Leben giebt.

Hat dich bereits an den Sabin'schen Heerd u. s. w. Beyde Dichter, Persius so wie Bassus hatten im Herbste, Rom verlassen und sich auf ihre Landgüter begeben, um ungestört den Musen opfern zu können. Ersterer hatte sein Gut in Ligurien, Letzterer in Sabinien.

Mich erwärmen jetzt die lauern Lüfte an Liguriens Gestade. In der Nähe des Meers ist der Winter nicht so kalt, als mitten im Lande, und auch Horaz rühmt die milde Winterluft auf den unter wärmern Himmelsstrichen gelegenen Landgütern:

Est ubi plus tepeant hyemes?

Lib. I. Epist. X. v. 15.

Ja Bürger u. s. w. Diese Stelle bezieht sich bloß auf den Ennius, welchen Persius hier im Vorbeygehen wegen seiner stolzen Schwärmerey lächerlich macht. — Luna ist eine Stadt und Hafen Liguriens, die Lobsprüche des Ennius darauf sind uns aber unbekannt.

Spricht das eine Herz des Ennius. Diese Umschreibung ist eine Nachahmung von Horazens: *inquit sententia dia Catonis.*

Lib. I Sat. II, v. 32.

so wie dieser Lucils: *Valerî sententia dia* dabey vor Augen gehabt hat. — Wahrscheinlich aber bezieht sich das *cor Ennii* noch auf eine Rotomontade dieses Dichters, da er sich drey Herzen zu haben rühmte, weil er drey Sprachen verstand.

Nachdem er ausgeträumt u. s. w. Ennius suchte seinen Dichterberuf durch einen Traum zu beurkunden, in welchem ihm offenbart worden seyn sollte, daß ihn Homers Geist beseele, welcher nach vielen Wanderungen endlich in einen Pfau und nach diesem in seinen Körper gekommen sey.

Wenn der frühere, mit den Musen weniger bekannte Römer diese Identität von Ennius und Homerus getrost annahm, so mußte freylich dieses Vorgeben die satyrische Laune der spätern Dichter regemachen. Auch Horaz erwähnt dieses Traumes:

Ennius, et sapiens, et Fortis, et alter Homerus,
Ut critici dicunt, leviter curare videtur,
Quo promissa cadant, et somnia Pythagorea.

Lib. II Epist. I. v. 50 sqq.

Nur einzig an Geburtstagsfesten u. s. w. Diese Schilderung eines Filzes ist nach Horazens Avidienus (*Lib. II Sat. II. v. 55 sqq*) entworfen, Der Pfeffer wird hier *sacer* genannt, weil der Geizhals dieses Gewürz so schont, als ob es heilig, und den Göttern geweiht wäre, so daß die Menschen nur wenig davon genießsen dürften. So sagt Horaz:

— — — — Congestis undique saccis
Indormis inhians et tanquam parcere sacris
Cogeris.

Lib. I. Sat. I. v. 70 sqq.

und:

Qui numos aurumque recondit, nescius uti
Compositis, metuensque velut contingere sacrum.

Lib. II. Sat. III. v. 109 sq.

Und mit Kirschbaumharz die Cassia verfälschet sey. Nach Plinius (*Hist. Nat. lib. XII. c. 19*) scheinen diese im Alterthume gerühmten Spezereyen, *cinnamomum* und *cassia* gewürzhafte Rinden, wie unser Zimmt, oder

Kanell gewesen zu seyn, und sie können daher vielleicht mit der Rinde von Kirschbäumen verfälscht worden seyn. Da uns aber diese Verfälschung unbekannt ist, so habe ich in der Übersetzung *casia* für ein wohlriechendes Harz genommen, unter welche unsre gewinnsüchtigen Specereyhändler gewöhnlich Kirschbaumharz zu mengen pflegen.

Aber Bestius hat Recht u. s. w. Wir hören hier ganz den Bestius des Horaz sprechen, welcher, selbst ein Geizhals, gegen alle Laster eifert, die — Geld kosten. Ein charakteristischer Zug von ihm und seines Gleichen ist es, daß er Pfeffer und Datteln und Philosophie in eine Klasse wirft, weil dies Alles keine einheimischen Producte sind, und sich über Alle drey gleich scandalisirt, weil sie zu einer Zeit in Rom bekannt wurden, wo der Luxus sich mehr auszubreiten anfangt. — Bey der Erklärung des *nostrum sapere maris experts* kann ich wohl getrost dem Casaubonus folgen, welcher beweist, daß *experts* hier so viel bedeuten kann, als *expertum*, also eine Philosophie, welche eine Seereise ausgestanden hat.

Der Kayser hat ja jetzt u. s. w. Eine Anspielung auf eine Anekdote vom Caligula, welche uns Sueton (*Caligula* c. 45) erzählt. Dieser Kayser zog nämlich einstmahls mit einem grossen Heere an das Ufer des Meeres, liefs daselbst seine Soldaten Muscheln suchen, und kehrte nun triumphirend nach Rom zurück. Um diesem lächer-

lichen Triumphe den Anschein von Wirklichkeit zu geben, liefs er sich Gallier von grossem Wuchse kommen, welchen er die Haare gelb färben und die teutsche Sprache lehren liefs, damit sie die überwundnen Teutschen vorstellen könnten. Seine Gemahlin Cäsonia erhielt von ihm den Auftrag, in seiner Abwesenheit die nöthigen Anstalten hierzu zu treffen.

Nun gut, so tret ich lieber nicht die Erbschaft an. Ich nehme hier *adeo* als *verbum*, und supplire, was sich von selbst darbietet, *haereditatem*, da *haereditatem adire* ein sehr bekannter Ausdruck ist. Auf diese Art gewinnt, wie mich deucht, die ganze Stelle an Deutlichkeit, und Zusammenhang. Persius hat sich oben erklärt, dafs er nichts weniger, als Verschwender sey; deshalb aber, sagt er, lafs ich mich von meinem künftigen Erben nicht in dem Gebrauche meines Vermögens einschränken; er darf nichts dazu sagen, wenn es mir auch einfielen, eine ansehnliche Summe auf eine blofse Kinderrey zu wenden. Will er sich von meiner Erbschaft lossagen und mir die Schande machen, dafs ich ohne Erben sterbe: gut, so mag er es thun! Ich finde immer noch einen Mann, und sollte es ein Bettler seyn, der auch mein kleines Vermögen mit Dank annimmt.

Nach Bovillae und nach Clivus Virbi, ein paar Städtchen, nicht weit von Rom,

ersteres am Albanischen See, letzteres auf dem Wege nach Aricia.

Du, der du näher noch am Ziele bist u. s. w. Wahrscheinlich ist dies eine sprichwörtliche Redensart, welche überhaupt die ungeduldige Erwartung irgend eines Gutes ausdrückt. Man hatte nämlich in Athen einen Wettlauf, bey welchem der, der zuerst das Ziel erreichte, eine Fackel ergriff und sie seinem Nachfolger und dieser sofort dem dritten übergab. Wenn also Einer noch im Laufe die Fackel schon haben wollte, so war dies wohl ein unzweydeutiges Zeichen seiner Ungeduld.

Gerade so wie man ihn mahlt. Bekanntlich wurde Merkur auch mit einem vollen Beutel in der Hand abgebildet.

Nun verkauf um Geld dein Leben u. s. w. Persius hat nun mit seinen Erben abgebrochen und wendet sich noch ein Mahl an die Geizigen, welche ihrer Erben wegen ihr ganzes Leben auf den Wucher wenden. Sie nehmen seine ironische Ermahnung zu Fortsetzung ihres widersinnigen Benehmens für baaren Ernst, und sagen offenherzig, daß sie von jeher es gar nicht anders haben machen wollen.

Und dann, Chrysippus! u. s. w. Der Kettenschluß des Chrysippus ist ein bekanntes Pröbchen der alten Syllogistik. Man [sehe Horazens Episteln (*Lib. II, Ep. I, v. 45*)

ein Nervenschlag hatte seinen Geist befreyt. —

In stillem Gefühle der Trauer feyert der kleine Kreis seiner Freunde das Andenken des Jünglings: was aber die Wissenschaften an ihm verlohren, mag das Publikum aus folgenden Blättern einigermaßen ahnden. Denn die Freundschaft macht gewiß mein Urtheil nicht partheyisch, wenn ich diese Übersetzung des Persius für die beste der bisher erschienenen halte. Wenn nämlich der vorzüglichste Werth einer Übersetzung darauf beruht, daß der Geist des Schriftstellers vollkommen gefaßt, seine Ideen im Ganzen genommen richtig dargestellt, seine feinern Winke treu wiedergegeben, und seine Dunkelheiten glücklich aufgehellt sind, so behauptet unser Schindler zuverlässig einen vorzüglichen Rang unter den Interpreten

des Persius. Ist dagegen das äußere Gewand dieser Übersetzung an manchen Stellen nicht vollkommen genug, findet man zuweilen in dem Versbaue einige Härte, im Ausdrücke hier und da Weitschweifigkeit, so werden billige Richter diese kleinern Mängel gern übersehen, indem sie bedenken, daß auch diese größtentheils weggefallen seyn würden, wenn der Übersetzer nicht durch sein Geschick gehindert worden wäre, seine Arbeit noch mehr auszufeilen und selbst bekannt zu machen. Und so übergiebt denn der Herausgeber dem Publikum dieses Werk seines verblichenen Freundes mit dem Wunsche, es möge ihm eine solche billige Beurtheilung zu Theil werden.

20x

Persius Flaccus, Aulus,

Die Satyren des Aulus Persius Flaccus

Leipzig 1803

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.r.o.473

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11729114-1